

Freitag, 19. Januar 1945

- ein Schicksalstag für Namslau
und seine Bewohner -

Berichte und Erzählungen
zum Zeitgeschehen



Herausgegeben von
den Namslauer Heimatfreunden e.V. Euskirchen



Inhaltsverzeichnis

19. Januar 1945

Seite 5 - 6

Bericht über das Ende des deutschen Lebens
in Namslau Bez. Breslau

1. Teil,

bis zur vollständigen Räumung

am 21. Januar 1945,

von Pastor Gottfried Röchling

Seite 7- 30

„Abschied von Namslau“

„ Der Aufbruch“

„ Die Russen besetzen den Kreis Namslau“

„ Der Fluchtweg „

von Arthur Kalkbrenner

Seite

31 - 56

„ Die Flucht aus Namslau in Niederschlesien und die
Begebenheiten 1945 „

von Lothar Kollé

Seite

57 - 80

19. Januar 1945

Auch 64 Jahre danach ist dieser Tag für die Nams-lauer Erlebnisgeneration auch heute noch - und jedes Jahr wiederkehrend - mit Angst und Schrecken verbunden. Es war der Abend jenes Tages, an dem viele mit Pferd und Wagen die Heimat verlassen mussten und in eine ungewisse Zukunft aufgebrochen sind, andere waren gezwungen, Namslau mit dem Zug zu verlassen..

Besonders unsere Eltern und Großeltern haben oft Albträume, wenn sie an die Ereignisse denken, die mit dem Abend des 19. Januars 1945 ihren Lauf nahmen und über Wochen und Monate dauerten.

Mittlerweile sind aber jene, die als Kinder mit ihren Eltern, Großeltern oder Verwandten geflüchtet sind, schon im Rentenalter und haben selbst Kinder und eventuell Enkelkinder.

In der Schule und in den Medien werden diese schick-salhaften Ereignisse kaum bis gar nicht erwähnt. Hin und wieder- quasi als Alibifunktion - zeigt das Fernsehen in Spielfilmform ansatzweise die Geschehnisse der damaligen Zeit, meist mit dem Zusatz, dass wir - das deutsche Volk - Flucht und Vertreibung selbst verschuldet hätten.

So bringen wir in diesem Heft Berichte und Erzählungen von Autoren aus unserem Landkreis, die selbst an der Flucht teilgenommen haben. Die Berichte von Rektor Arthur Kalkbrenner waren allerdings schon einmal in den Jahren 1964 - 67 im HEIMATRUF abgedruckt. Der Bericht von Pastor Gottfried Röchling war in den 60er Jahren schon in seinen Rundbriefen zu lesen, die jedoch nur der älteren Generation ein Begriff sind. Die Erzählungen von Lothar Kolle erscheinen erstmalig im HEIMATRUF und werden in loser Folge fortgesetzt.

Wir möchten den Kindern und Enkeln, aber auch jenen, die aus politischen Gründen keinen Zugang zu diesen Berichten hatten, eine Möglichkeit geben, sich über die damalige Zeit zu informieren. Aber auch den vielen „Einheimischen“, die oft noch nie etwas Genaueres über die Flucht und Vertreibung ihrer Landsleute aus dem Osten gehört bzw. gelesen haben, empfehlen wir dieses Heftchen, denn diese Geschehnisse gehören auch zur Geschichte unseres Landes.

Wer an weiteren Informationen über die Flucht und Vertreibung unserer Landsleute interessiert ist, findet umfangreiches Material im Buch „NAMSLAU - Eine deutsche Stadt im deutsch Osten –“, das 1986 von unserem Verein herausgegeben wurde aber mittlerweile leider vergriffen ist. Im Antiquariat des Buchhandels sind noch einige Exemplare erhältlich. Auch findet man im Internet unter <http://www.namslau-schlesien.de/flucht.htm> noch weitere Berichte.

Berthold Blomeyer
1.Vorsitzender

**Bericht über das Ende des deutschen Lebens
in Namslau Bez. Breslau
1. Teil,
bis zur vollständigen Räumung
am 21. Januar 1945,**

erstattet von G. Röchling, Pastor,

unter Berücksichtigung erreichbarer brieflicher
Mitteilungen,
mit einem stichwortartigen Bericht des Landrats
Heinrich über die Tage
18. - 22.1.1945

Lembeck (Westfalen)
März 1951

Vorwort

Mit dieser Niederschrift will ich der Heimat einen winzigen Teil des Dankes abstatten, den sie verdient.

Wie sich die Vertreibung aus der Heimat zugetragen hat in den einzelnen Gegenden des Ostens, das muß ja einmal festgehalten werden. Mir als früherem Pfarrer der evangelischen Andreaskirchgemeinde in Namslau, lag es schon lange auf dem Herzen, das aufzuschreiben, was ich von mir und anderen lieben Gemeindemitgliedern und Heimatgenossen über die schicksalsschweren Tage und Monate des Jahres 1945 dort weiß. Bis jetzt haben mich die

Aufgaben der Gegenwart und eine gewisse - wohl begreifliche - Scheu daran gehindert. Aber in den Januartagen des Jahres 1951 sagte ich mir: Wenn Du es jetzt nicht tust, dann verblassen die Erlebnisse immer mehr, und wer weiß, ob Du Dich noch jemals dazu aufschwingst.-

Und so habe ich die Niederschrift gewagt. Ich danke allen, die mir in ihren Briefen darüber berichtet haben. Ein großer Vorteil ist es, dass der damalige Landrat Heinrich mir seine Aufzeichnungen in kurzen knappen Stichworten zur Verfügung stellte. Meine Rundbriefe haben ihn auf mich aufmerksam gemacht, und er ergänzte so meinen Erlebnisbericht durch seinen behördlichen Bericht, der die Ereignisse von seiner Namslauer Befehlsstelle aus sieht. Merkwürdigerweise kam er gerade in jenen Tagen nach Namslau auf Urlaub.

Wenn auch schon 6 Jahre über die entscheidungsreichen Tage hinweggegangen sind, ist es doch immer noch schwer, ein einwandfreies einheitliches Bild zu malen. Aber ich meine doch mit meinen Aufzeichnungen den Eindruck wiedergegeben zu haben, den der Sturm dieser Wintertage auf Gemüt und Verstand gemacht hat. Für Ergänzungen und Berichtigungen bin ich dankbar. Wenn es mir geschenkt wird, will ich einen weiteren Teil folgen lassen, der die letzten Kämpfe beschreibt und das Schicksal der Ausgetriebenen. Ich erbitte dazu die Mitarbeit durch Zusendung von Berichten.

Gottfried Röchling
Pastor in Namslau 1930 - 1945

DIE VERTREIBUNG AUS DER HEIMAT

I. Krampfhaftige Versuche, Schlesien in Verteidigungszustand zu setzen, im Jahre 1944

Je näher die russischen Heeressäulen unserer Heimat kamen, desto mehr erkannte man die Notwendigkeit, den Heimatboden bereit zur Verteidigung zu machen. Dem Volk wurde eröffnet, daß alle Kräfte zu Schanzarbeiten eingesetzt

werden müßten.

Die Hilterjugend wurde dafür bestimmt. Am 28. August 1944 erlebte ich auf dem Hirschberger Bahnhof den rührenden Abschied der Hilterjungen von ihren Eltern. Sie sollten nach den östlichen schlesischen Grenzstädten. In Groß-Wartenberg und Festenberg lagen die Jungen zumeist auf den Böden der Häuser, da die andern Unterkünfte nicht ausreichten.

Mädchen wurden zum Kochen und Nähen für sie eingezogen. Viele Zivilisten wurden eingesetzt.

Von Breslau gingen sonntags die Schanzerzüge hinaus, um Breslau wehrhaft zu machen. Am Mittwoch waren die Geschäfte wegen der Schanzaktion geschlossen.

Überall, auch in und um Namslau wurde geschanzt. Und man gab den ausgehobenen Stellungen den Namen „Barthold-Stellung“. Der Name stammt von dem nationalsozialistischen Geschichtsroman „Vogt Barthold“, der die Besiedlung Schlesiens zur Zeit der Herzogin Hedwig schildert. - Ein damals 63-jähriger Namslauer Herr hat noch bis zum 6.1. in Hennersdorf schanzen müssen.

Der alte Friedhof wurde durchgewühlt. Am Sportplatz wurden Stellungen gebaut. Im freien Lande um uns, der polnischen Grenze entgegen, schachtete man Panzergräben aus. Das Rittergut Glausche hatte 1553 Morgen. Davon gingen mindestens 320 bis 350 Morgen durch die Schanzerei verloren.

Die Rüstungsindustrie kam nach Namslau. Alle noch verfügbaren Arbeitskräfte wurden dort eingestellt. Teile der Haselbach'schen Brauerei wurden dazu benutzt, das soeben erst fertiggestellte Hitlerjugendheim auf der Wiese zwischen Schloß und Stadtpark wurde dazu hergerichtet, und im Stadtpark wurde unter der Erde und über der Erde gewühlt und gebaut, damit die „ELAC“ aus Kiel Raum hatte für ihre Produktionsbetriebe. Der Wohnraum wurde immer knapper.

Denn außer dem Militär und den Rüstungsarbeitern mußten ja auch Evakuierte aus dem Westen untergebracht werden und seit dem Sommer 1944 Breslauer Schulkinder.

Es wurde schwer, die kirchlichen Versammlungen und den kirchlichen Unterricht überhaupt noch aufrecht zu erhalten. Es war ja auch der Wille der NS-Regierung, dem lebendigen Organismus der Kirche ihren Atem zu nehmen. Die „Herberge zur Heimat“, die in den letzten Jahren ihre Pflicht tat als Hospiz, wurde in ein Hilfskrankenhaus verwandelt. Damit verloren wir den dortigen Versammlungssaal und die kirchliche Unterweisungsstätte.

Als Ersatzraum waren uns - völlig unzulängliche - zwei Hinterräume der Gastwirtschaft Lange am Ring gegeben worden. Aber auch diese wurden uns wieder genommen für Männer des Unternehmens „Barthold“.

Evakuierte Volksdeutsche aus der Batschka zogen bei uns ein und wurden in den Schulen untergebracht. Zum Teil kamen sie mit ihren auf der Bahn transportierten Pferden an. Man sah sie auf ihren eigenartigen muldenförmigen Wagen durch die Stadt fahren.

So wurde uns das Schicksal von Menschen nahegebracht, die um des Krieges willen ihre Heimat hatten verlassen müssen. Beim Begräbnis eines treuen volksdeutschen Bauern aus reicher ungarischer Gegend wurde es uns ins Herz geprägt: Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.

Ende 1944 und Anfang 1945 hielt ich den Konfirmandenunterricht für eine Gruppe in unserem Eßzimmer. Es mußte zu diesem Zweck jedesmal ausgeräumt werden. Für die größeren Gruppen war es zu klein. Ich mußte mir von einer zur andern Stunde überlegen, wohin wir gehen sollten.

So hatte damals unser Grenzland schon eher die Last der Raumnot zu tragen als das übrige Deutschland. Später in Sachsen und Westfalen wunderten wir uns, daß noch größere Säle verfügbar waren.

Blinde Parteigenossen und ihre Anhänger glaubten immer noch an die Möglichkeit eines „Sieges“, solange wir in der Heimat waren. Wenn erst die große Entscheidungsschlacht im Westen am Kanal geschlagen sein würde, dann würde

die Masse der Truppen wieder nach dem Osten geworfen werden, und dann... Solche Leute glaubten auch, daß der Feind durch die Schanzgräben aufgehalten werden könne. Man erzählte sich geheimnisvoll flüsternd von neuen Waffen, die es ermöglichen würden, im eigenen Land dem Vormarsch Einhalt zu gebieten bis zur großen Wende.

Nüchternes Wirklichkeitsdenken galt als Sabotage des Sieges. Abtransportiert durfte nichts werden, weder Vieh noch Vorräte noch Kunstgegenstände noch sonst etwas. Selbst das Verschicken von Stückgütern war verpönt. So fiel der ganze noch vorhandene Reichtum des Landes später in die Hand des Feindes. Herr Scholz-Altstadt wollte am 19.1.45 abends sein Großvieh mithilfe der französischen Gefangenen abtreiben lassen. Es gelang nicht mehr. Er begründet das Scheitern dieser Maßnahme mit der Kopflosigkeit der Kreisleitung. Und die Befestigungssysteme haben nicht genutzt. Denn es fehlte an Waffen, es fehlte vor allen Dingen an Soldaten.

Am 5.Mai 44 wurde in Namslau (wie wohl überall) eine Musterung im Hotel am Stadttor gehalten. Man ging bis zu den 60-jährigen zurück. Der am 18.Oktober 44 aufgerufene „Volkssturm“, das allerletzte Aufgebot, musste eine stumpfe und untaugliche Waffe bleiben.

Daß die Stimmung anfang, zugunsten des christlichen Gottesglaubens umzuschlagen, merkte man an dem starken Besuch der Gottesdienste Weihnachten 1944. Als ich bei der Christnachtfeier auf der Kanzel stand, sah ich im Schiff, auf den Emporen und in den Gängen alles gedrängt voll. Es kamen sogar ohne Scheu Arbeitsdienstleute in Uniform in die Kirche, was vorher streng untersagt war, und Wehrmachtshelferinnen ebenso. An diesem Abend mögen an 2000 Kirchgänger dagewesen sein.

Beim Begräbnis des Arbeitsdienstmannes G. Thiel am 3.1.1945 war der Arbeitsdienstführer nicht nur sehr höflich, sondern auch aufgeschlossen und dankbar für das, was ich sagte.

Es waren tatsächlich alle Vorbereitungen zur Verteidigung

seitens der Partei nur Äußerungen eines krampfhaften Willens, etwas zu tun. Man hoffte auch, das Volk dadurch vom nüchternen Nachdenken über die Nähe und Größe der Gefahr abzulenken. Die Seele des Volkes gehörte schon nicht mehr „dem Führer“ und seinen Männern. - Es fehlten tatsächlich alle realen und ideellen Voraussetzungen für eine wirksame Verteidigung des Heimatbodens. In Wahrheit wurden Volk und Land dem heranstürmenden Feind ausgeliefert.

In Stunden kühlen Nachdenkens sagten wir uns, daß wenn die Russen und Polen kommen würden, wir Deutschen ausgetrieben werden würden - und nicht mehr zurückkehren dürften. Ein Komplott der damals in Namslau beschäftigten polnischen Arbeiter, das die Ermordung führender Deutscher zum Ziel hatte und noch beizeiten entdeckt wurde, zeigte, daß die Polen ihrer Sache sicher waren.

II. Die letzten deutschen Tage in Namslau

Der Russe war im Sommer 1944 noch einmal an der Weichsel aufgehalten worden. Unser 2. Sohn Dieter, der in Rußland kämpfte, hatte bei seinem letzten Heimaturlaub Ende 1944 aus dem gutmeinenden Bewußtsein des deutschen Soldaten heraus uns versichert, die Russen würden niemals Schlesien betreten. Anfang Januar bekamen wir von ihm, datiert vom 11.1.1945, aus der Weichselstellung von einem Überholungskursus in Frontnähe, einen sehr vergnügten Brief. Am 12.1.1945 brach der Russe durch (Baranow-Brückenkopf). Nach genau 8 Tagen mussten wir die Heimat verlassen.

16.1.1945

Am 16.1.1945 traf meine Frau in der Frühe beim Milchholen einen deutschen Soldaten, der nach dem Wehrmeldeamt fragte. Er erzählte, daß er von Tschenschow käme. Die deutsche Stellung dort sei geräumt - die Russen seien in der Stadt. Um 12 Uhr noch seien die Deutschen

auf ihrem Rückzug in Tschenstochau gewesen, um 14 Uhr die Russen. Sie, die deutschen Truppen, seinen alle versprengt, er müsse sich hier melden. Am 18.1.45 fragte ich in Lorzendorf den Generalfeldmarschall von Manstein, wie die plötzliche Räumung von T. zu erklären sei bei dem 3-fachen Verteidigungsgürtel. Er erwiderte, der 1. Ring sei schwach, der 2. und 3. gar nicht besetzt gewesen. Also Truppenangelegenheit. - Tschenstochau liegt 100 km entfernt von Namslau.

In den ersten Januartagen war das Leben in Namslau verlaufen wie immer. Man tat seine Arbeit. Unsere Tochter war am 8. und 15.1.45 in Breslau beim Jungmädchenwerk, ich selbst hatte am 19.1. dort zu tun. Die Schwester meiner Frau kam am 12.1.45 nochmals von einer Reise nach Braunschweig und Berlin zurück. Den letzten Gottesdienst in unserer Andreaskirche hielt ich, ohne das zu wissen, am 14.1.1945 bei einer Innentemperatur von +1°. Es war der letzte Gottesdienst in dieser Kirche dort überhaupt. Obwohl wir Kohlenvorräte besaßen, durften wir die Kirche nicht mehr heizen. Die Nachrichten von d. West-, Süd- und Ostfront waren ernst. Montag, den 15.1.1945, waren zwei Soldaten aus dem Lazarett „Krüppelheim“ bei uns zu Gast. Der eine, ein Mathematik-Student aus Bethel, erzählte, er habe bei der Kreisleitung Berechnungen ausführen müssen über Aufstellung und Reichweite von Verteidigungsgeschützen im Kreis Namslau (jetzt schon!)

17.1.1945

Als ich am Mittwoch, 17.1., aus meiner Vertretungsgemeinde Mühlwitz mit der Bahn zurückkam, fand ich bei meiner Ankunft die Bahnhofshalle übervoll in einer Art, wie ich es niemals erlebt hatte. Auf meine erstaunte Frage erhielt ich die Antwort „Ja, das sind Kreuzburger Flüchtlinge. Man hat sie mit Autos hierher gebracht, weil der Kreuzburger Bahnhof verstopft wär“ (Übrigens lag Namslau an derselben Strecke wie Kreuzburg).

War es an diesem Tage, daß ich am Bahnhof eine frühere

Konfirmandin von mir aus Kaulwitz traf? Eine Bauerntochter. Sie sah sehr schwarz und erzählte, daß ihr Bürgermeister, seiner Verantwortung bewußt, allen geraten hätte, ihre Wagen zu packen und so in die Scheune zu stellen.

Am 17.1.1945 beginnen LKW's von der Ostfront bei uns vorüberzufahren. Unser Haus lag an der Straße, die auf der einen Seite nach Kreuzburg, auf der andern nach Oels weiterging (Reichsstrasse 117). Diese Militärfahrzeuge waren auffallend unordentlich bepackt, wie früher nie. Wir denken, daß wir rückwärtiges Gebiet werden.

Meine Frau bringt eine Kiste mit ihren liebsten Büchern auf die Bahn.

18.1.1945

Donnerstag, den 18.1., fahren die ersten Trecks aus Blachstädt O.S. bei uns vorüber. Meine Bücherkiste wird nicht mehr angenommen. Ich hätte an diesem Tage nach Mühlwitz zum Konfirmandenunterricht fahren müssen (35 km). Aber das Leben ist so merkwürdig verändert. Pastor August rät mir ab, Namslau zu verlassen. Es gelingt mir nicht mehr, in Mühlwitz anzurufen. Viel viel später erfuhr ich, daß dort schon alles in Auflösung gewesen sei und kein Kind mehr daran gedacht haben würde, zu erscheinen. Beim Mittagbrot telephonischer Anruf von Frau von Loesch (Lorzendorf): Maria v. Loesch soll getraut werden. Alles ist vorbereitet. Aber ihr Konfirmator aus Breslau, der trauen soll, kommt nicht. Ob ich einspringen will? Lorzendorf gehört zwar nicht zur Kirchengemeinde Namslau. „Selbstverständlich komme ich.“ Das ganze Dorf ist in der kleinen Kirche versammelt. Beim Trau-Essen sitze ich dem Generalfeldmarschall von Manstein gegenüber. „Ja, jetzt wird unser Land hier Kampfgebiet. Wir werden fühlen, was das heißt.“

Während des Essens soll die Nachricht gekommen sein, es müsse geräumt werden (Nach 8 Tagen etwa traf ich den Lorzendorfer Treck im Kreise Reichenbach).

In eigenartig gefaßter Stimmung fuhr ich mit andern Gästen im Schlitten nach Namslau zurück. Am Horizont in der Ferne - waren das aufblitzene Mündungsfeuer von Geschützen?

Um 7 Uhr in Namslau. Fliegeralarm! Sofort in den Luftschuttkeller. 1/2 8 bis 1/2 10 Uhr ist die Hausgemeinschaft dort versammelt. Der Hausbesitzer Gollnisch will am nächsten Tage seine Frau fortbringen. Um 22 Uhr Essen. Es hat getroffen auf der Böhmwitzer Straße bei Müller und bei Lenart. Bei uns sind nur Fensterscheiben entzwei. Wir packen die Nacht durch bis 4 Uhr früh für unsere Tochter, Schwägerin und uns - vorsichtshalber.

19.1.1945 -

III. Der Tag der Vertreibung -

Beim Aufstehen nehmen wir einen ganz eigenartig fahlen Schein am Himmel wahr. Merkwürdiges Licht überall. Dora hatte das Gefühl: Sind wir vielleicht noch allein in Namslau, und die übrige Stadt abgerückt? Es ist alles so still. In der Nacht kann sich noch allerhand ereignet haben. Im Losungsbuch der Brüdergemeinde steht: „Gedenke an den Herrn, Deinen Gott, er ist's, der Dir Kräfte gibt“ (5.Mose 8 V.18 und: „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus“ Phil.4, V.13).

Aber der Tag bringt seine Pflichten. Am Montag, den 15.1., war in unserer Wohnung neben meinem Arbeitszimmer unsere Mitbewohnerin, Frau Tebbe, gestorben. Sie soll heute begraben werden. Ich bespreche das mit ihrem Mann. Das Telephon klingelt. Ich soll zu Frau Buia, ihr Kind zu taufen. Um 9 Uhr gehe ich zu ihr und lege (das letzte Mal in Namslau) meinen Talar zur Taufe an, wir nehmen das Kindlein auf in Gottes Gnadenreich, bevor d. Mutter das Haus verläßt. Der junge Vater ist im Feld. Ich tröste die junge Mutter. Die Jahreslosung heißt: Lasset uns aufsehen auf Jesus, den Anfänger und Vollender des Glaubens.

Der Großvater des Kindes, der einen Auftrag hatte für

Pferdemusterung (?) teilt mit: „Es ist Räumung befohlen. Wir fahren unmittelbar nach der Taufe ab. Sie werden doch nicht dableiben?!“ „Man weiß es nicht! Es heißt, es fahren Lautsprecherwagen durch die Straßen, die die Weisung geben.“ - Man telephonierte hierhin und dorthin zwischen der gewohnten Arbeit. Meine Frau geht in's Krankenhaus und bittet, daß eine schwer bekrankte Frau mitgenommen werden soll, wenn der Befehl käme.

Truppen in Fahrzeugen fahren von Ost nach West an unserm Haus vorüber. Soldaten treten für einen Augenblick in den Flur, um sich zu erwärmen. Man sieht auf der Straße Leute mit bepackten Handschlitten. Meine Frau erkundigt sich in Nachbarhäusern nach der Lage. Wir essen zu Mittag. Dann rüsten wir für die Abfahrt meiner Schwägerin und Tochter mit dem Pferdewagen des Hausbesitzers Gollnisch (Lastwagen mit Plane und angehängtem Auto). Er fährt mit Frau Pastor Langer mit ihren 4 Kindern und Frau Gollnisch mit 2 Kindern und noch einer Frau zur Hilfe in Richtung Ohlau ab. Kutscher ist ein Volksdeutscher aus der Batschka, der seinen Sonntagsanzug angelegt hat. Der eigentliche Kutscher ist zum Volkssturm einberufen. Um 15 Uhr setzt sich das Fluchtgefährt in Bewegung. Der treue Mann ergreift die Peitsche zu seiner zweiten Flucht und spricht mit Betonung: „In Gottes Namen!“

Langsam geht's zum Tor hinaus in Richtung Stadtwald. Da fahren zwei Frauen in's Ungewisse, die eine ist guter Hoffnung, die andere weiß ihren Mann an der ostpreussischen Front. Aber was sie noch nicht weiß, ist, daß er dort vor 3 Tagen gefallen ist.

Im Haus ist nun oben und unten nur noch mein treues Weib und ich. Wir wollen bei der Gemeinde bleiben. In dem Haus im Hof hinten ist noch unser zum Volkssturm einberufener Hausbesitzer.

Gegen 14 Uhr war durch den Lautsprecher auf dem Ring bekannt gemacht worden, es liege kein Anlaß zur Räumung vor. Jeder hätte dazubleiben. Wer fortginge, würde polizeilich zurückgeholt.

Der Besitzer von Altstadt, Herr Herbert Scholz, hat diese Rede des Kreisleiters Fischer auf dem Ring selbst mit angehört und berichtet, Fischer habe gesagt, der Russe sei zum Halten gebracht worden, es bestünde überhaupt keine Gefahr, man solle keine übereilten Maßnahmen treffen. Falls Gefahr drohe, werde die Bevölkerung von Stadt und Land rechtzeitig benachrichtigt werden, eventuell auf den Treck zu gehen. Im übrigen wies er mit besonderer Schärfe darauf hin, daß jeder, der eigenmächtig handele, bestraft werden würde. Im besonderen verdamnte er das eigenmächtige Handeln von Herrn Braune-Krikau, der seiner Gefolgschaft geraten haben sollte, alles zu packen und auf die Treckwagen zu verstauen. In der Kreisleitung hörte Herr Scholz später von Fischer noch einmal das selbe.

Ich hielt es daraufhin für meine Pflicht, in der Gemeinde zu bleiben. Meine Frau entschloß sich, bei mir auszuharren.

An diesem Nachmittag machten sich Soldaten, auf dem Rückmarsch, in unserer Küche ihre Fischkonserven warm und bekamen heißen Kaffee. Auch wollten Offiziere ein Zimmer zu einer Besprechung haben. Sie sollten es gerne bekommen. Ich hatte Gemeindebesuche vor. Meine Frau ging und kaufte ein Brot - wie immer auf Marken. Am Vormittag sollen durchziehende Soldaten beim Fleischkauf auch noch Marken haben abgeben müssen. Nur der Schuhhausinhaber Woitschig soll am 19.1. Schuhe frei verkauft haben.

So sah das aus, was wir an diesem Tage bis dahin wußten. Wir wußten aber nicht, daß schon früh um 1/2 9 Uhr im internen Dienst die Räumung der Stadt angeordnet worden war. Ein Volkssturmmann teilt mir mit, daß er früh um 1/2 9 Uhr auf dem Landratsamt als Melder eingeteilt worden war. Und während der Lautsprecher am Ring den Bewohnern in die Ohren schrie, was oben gesagt wurde, stand der Wagen des Kreisleiters vollbepackt in der Autohandlung Thienel und wurde dort nachgesehen und auf Fahrsicherheit untersucht (Aussage eines dort

beschäftigten Schlossers).

Um 17 Uhr wurde der Befehl von 14 Uhr ins Entgegengesetzte geändert: Jede einzelne Wohnung müsse geräumt werden, keiner dürfe bleiben. Also nun wirklich: Allgemeine Räumung! Wir wohnten von diesem Lautsprecher zu weit ab, als daß wir ihn hätten hören können. Aber der Inhalt verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Nur wußte keiner, wie er fortkommen sollte. Bei uns auf der Wilhelm-Straße hieß es, es werde ein Pferdetrack auf dem Viehmarkt zusammengestellt (Aber wo sollten in der Stadt dazu die Pferde herkommen!!). Frauen, die dort gehorsam darauf warteten, bis etwa zur Mitternacht, sind nachher mit Kinderwagen durch die kalte Winternacht zu Fuß nach Brieg an der Oder gegangen, das sind 32 - 35 km. Unsere Gemeindehelferin fuhr auf eigene Faust mit dem Rad auf vereister Landstrasse zu ihrer Freundin nach Carlsruhe O.S., ohne zu wissen, ob es nicht vielleicht den Russen entgegen ginge. Andere wieder verließen die Stadt schon früher, am 18.1. mit der Bahn, wieder andere gingen mit Handwagen am 19.1. durch den Stadtwald nach Ohlau. Wer in der Stadtmitte, näher am Bahnhof wohnte, hoffte noch, mit irgend einem eingesetzten Zug mitzukommen.

Ich suchte mich telephonisch mit den Behörden in Verbindung zu setzen, bekam aber weder beim Bürgermeister noch bei der Kreisleitung noch beim Landratsamt Anschluß. Man war auf sich selbst angewiesen. Leutnant Sch. aus Aachen sagte in unserm Haus, es auch hier genau, wie es im Westen gewesen sei - alles zu spät. Sehr dringlich warnte er: Die Russen seien näher als wir glaubten. Er riet uns, so schnell wie möglich fort zu gehen. Meine Frau fragte ihn, ob er noch etwas brauchen könnte? - „Ja, ein Handtuch; die Russen nehmen ja doch bald alles. Wir sollten fort aus dem Kampfgebiet, aber wie? Wir wußten, daß die Eisenbahn ihren regelmäßigen Dienst eingestellt hatte. Er riet uns auf die Straße zu stellen und uns von einem Wehrmachtswagen mitnehmen zu lassen.

Und die Kirchenbehörde? Von einer Weisung des Konsistoriums wußte ich nichts. Die Bekennende Kirche hatte gesagt: Geht dahin, wohin die Gemeinde geht.

Durch einen freundlichen persönlichen Hinweis eines lieben Frauenhilfsmitgliedes, das bei der NSV arbeitete, wußte ich, daß der Kreis Reichenbach (Eule) als Auffangkreis für den Kreis Namslau vorgesehen war. Darum konnte man dort hoffen, einen großen Teil der Gemeindemitglieder wiederzufinden. Bei dem Fehlen allgemeiner Richtlinien von oben her für die Art der Räumung blieb es der Initiative jedes Einzelnen überlassen, wie er fortkäme. Darum konnte man in dieser auf äußerste Eile drängenden Lage auch nichts für andere Gemeindemitglieder tun.

Unser Hausbesitzer erschien so etwa gegen 17.30 Uhr noch einmal bei uns und fragte, wie wir es mit den Schlüsseln halten wollten. Ich sagte: Ich lasse alles offen. Er meinte, er wolle nun sein „Parteihemd“ verbrennen. Es sei doch alles aus. In unserm Eß-Zimmer stand noch der Christbaum, eine schöne Tanne. Wir hatten ihn länger stehen lassen als sonst.

Es mag 18 Uhr gewesen sein, da verließen meine Frau und ich unsere Wohnung, so wie alles stand und lag, und damit stand das Haus leer. Wir zogen unsere selten gebrauchten Winterpelze an und nahmen jeder ein kleineres und ein größeres Gepäckstück in die Hand. Mir platzte der Rucksackriemen beim Umhängen über den dicken Pelz. Ohne uns umzusehen gingen wir aus dem Haus und stellten uns auf die Ost-West-Straße vor unser Haus und versuchten, Militärwagen anzuhalten. Sie hatten aber andere Befehle. So schleppten wir unsere Sachen und Decken nach dem Litzmannplatz und hofften, dort mitgenommen zu werden. Es glückte. Wir räumten unsere Sachen in den dunkeln Kasten mit andern unbekanntem Leuten zugleich, stiegen ein und warteten, wohin es gehen würde. Nach einer Weile ging es in Richtung Hohe Brücke. Ich hoffte, daß wir nicht nach Breslau gebracht würden. Denn, daß dort eine fürchterliche Verstopfung aller Straßen und Brücken über

die Oder drohte, war mir klar. Im völlig verschlossenen fensterlosen Wagen tastete ich nach meinem Besitz. Keiner hatte eine elektrische Taschenlampe. Ich fand meinen Rucksack nicht, in dem die Sparkassenbücher, Bibel und Gesangbuch waren, und wagte es, in der Nähe unseres Friedhofes noch einmal auszusteigen und über die Bahnbrücke im Dauerlauf zurückzurennen. An beiden Brückenenden meinte ich Pioniere zu sehen, die sich an der Brücke zu schaffen machten. Im Laufen sah ich in Richtung Nord oder Nordost hellen flackernden Schein am Nachthimmel. Am Litzmann-Platz fand ich den Rucksack nicht, gab die Suche auf und rannte denselben Weg zurück, beseelt von dem Gedanken, den Wagen mit meiner Frau wiederzufinden. Ich hatte mir seine Nummer gemerkt. Endlich fand ich ihn an einer weiter entfernten Stelle unter vielen anderen Wagen. Aber ein wütend schreiender Feldweibel verwehrte mir das Einsteigen. Ich sagte ihm von meiner Frau und meinem Gepäck. „Alles gleich“, meinte er. „Ihre Frau fährt, Sie bleiben hier, Sie gehören in den Volkssturm.“ War es wohl Befehl, den Volkssturm jetzt noch zu vermehren? Ein damals 63-jähriger Lehrer, schon pensioniert, schrieb mir, daß er in der Nacht um 2 Uhr seine Frau zum Zuge gebracht habe, aber selbst nicht mitgenommen worden sei. - Schließlich winkte mir der Fahrer, still beiseite zu treten. Beim Einsteigen hatte ich meine Frau einen Schluck aus der Feldflasche tun lassen. Als der Wütende sich etwas entfernt hatte, rief mich der Chauffeur neben sich auf seinen Sitz. Ich sollte mich aber tief bücken. So bin ich denn tief gebückt aus dem Ort meiner Gemeinde herausgefahren, wo ich 15 Jahre gearbeitet hatte. Viele standen am Wege mit ihren Bündeln. Beim Anhalten mußte ich mich immer wieder verstecken, bis es ins Freie hinausging. Nun konnte ich in der mir wohlbekannten Gegend dem Chauffeur Führerdienste tun. Meine Frau im Innern des Wagens wußte nicht, ob ich wieder einsteigen konnte. Ich konnte mich ihr nicht bemerkbar machen.

Viel zum Nachdenken über das weitere Schicksal unserer Heimat und unserer Gemeinde kam ich nicht. So ging es wohl allen. Das war eine Gnade. Ich wünschte nur, daß unser Haus möglichst bald durch eine Bombe vernichtet werden möge, damit nicht alles, woran man hing in die Hände roher Menschen fiel. In der Nacht vom 20. / 21. Januar standen wir auf dem Bahnhof in Heidersdorf und hörten die Nachrichten des Rundfunks. Da wurde der Raum Namslau im Wehrmachtsbericht genannt.

Bei der Fahrt in´s Ungewisse klangen die Losungsworte vom Morgen des 19.1.1945 in meinem Innern: „Gott ist´s der dir Kräfte gibt“ - und „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus“.

Solcher Trost war notwendig. Denn erschütternd war, was wir zum ersten Mal schon auf der Landstraße Namslau - Brieg sahen. Und wieder, wie schon in den letzten Tagen, ging mir das Schriftwort durch den Sinn: „Bittet, daß eure Flucht nicht geschehe im Winter.“ Wir selbst fahren in der Mitte des Fahrdammes. Rechts von uns in derselben Richtung bewegte sich ganz langsam und mühselig ein trauriger Zug: Der Treck der aus der Heimat verjagten Bauern mit ihren Wagen, hier und dort Vieh dazwischen. An gewissen Punkten hielten sie immer wieder einmal an, wenn die Wagen zu dicht aufeinander prallten. Die Bodenständigen, die das Land bebauten, die das Land „besaßen“ -im wahrsten Sinne- auf dem Vertriebenenwege! Würden Sie dem Feind entgehen? Würden sie jemals zurückkehren?

Auf der anderen Straßenseite kamen uns zwei und zwei, still marschierend, deutsche Soldaten mit ihren weißen Stahlhelmen entgegen. Sie sollten in die leeren Stellungen einrücken und zusammen mit dem Volkssturm die Heimat verteidigen! Jetzt schon?! Was stand ihnen und uns bevor?

Brieg ist nahe. Aber der Wagen stoppt. Sperrposten an den Oderbrücken. Was ist? Fliegeralarm. Wir warten eine Weile. Dann passieren wir die Brücken, eine nach der

anderen, und fahren in die dunkle Stadt ein. In der Nähe einer Schule werden unsere Wagen auf der Straße entladen. Große Massen Evakuierter, dazwischen Volkssturmlaute, erfüllen gespenstisch die Straßen. Die Evakuierten strömen zur Schule.

Mir war der Superintendent B. bekannt. Wir bringen unser Gepäck auf geliehenem Handschlitten in seine Wohnung. Er selbst und seine Frau sind nicht da, sie haben die verheiratete Tochter nach Steinseiffersdorf im Eulengebirge gebracht. Wir übernachteten dort, Ankunft 23.30 Uhr.

So war die erste Nacht fern der Heimat noch freundlich für uns. - Der Abschied lag nun hinter uns. Der 19. Januar 1945 als unser Schicksalstag hat sich tief in unser Gedächtnis eingegraben - Räumung des rechten Oderufers!

Am nächsten Morgen suchten wir unter der großen Menge der in den Schulen Untergebrachten Gemeindeglieder und konnten eine ganze Anzahl sprechen.

Was wird nun? Wie weiter? Ich spreche mit den Stellen der Lagerleitung. Man berät noch. Der Landrat (genau weiß ich nicht, war er's?) versucht, die LKW's zum weiteren Abtransport einzusetzen. Er bekommt sie nicht. Es soll mit der Bahn weitergehen.

Wie wir erst viel später erfahren, waren die Dörfer um Namslau auch in den Abend- und Nachtstunden des 19. Januar im Pferdetreck geräumt worden.

Die Ortsgruppenleiter und Bürgermeister scheinen den Räumungsbefehl zu verschiedenen Zeiten bekommen zu haben. In dem großen Dorfe Wilkau war am 19.1. früh angeordnet worden, daß am 20. früh 06.30 Uhr abgerückt werden solle. Der Befehl wurde geändert. Es wurde am 19.1. um 23.30 Uhr durch Alarmblasen die sofortige Evakuierung befohlen. Da alles vorbereitet war, wurde es möglich, daß sich das Dorf schon um 00.30 Uhr auf dem Abmarsch befand.

Der Bürgermeister von Krikau schreibt: „ Wir haben in Krickau keinen Befehl zur Räumung bekommen, weil der Fernsprecher nicht mehr in Ordnung war und die Verbindung zu Partei und Landratsamt nicht mehr funktionierte. Ich habe aber meinen Namslauer Bruder erreicht, als ich am Nachmittag persönlich die Feuersäulen in Glausche gesehen hatte und Flüchtende, die durch meinen Hof kamen, berichteten, daß die Russen durch Glausche im Laufe des Tages hindurch über Schmograu auf die Chaussee Paulsdorf - Pangau weitergefahren seien (angeblich Panzer). (Herr Friedrich Sroka: „Gegen 17.00 Uhr brachen zwei russische Panzer in Glausche ein.“) Meinen Bruder erreichte ich noch gerade, ehe er selbst abfuhr, und hörte von ihm, daß in Namslau der Befehl zur Räumung gegeben sei. Daraufhin habe ich die Mobilisierung zum Trecken angeordnet. Es war etwa 7 Uhr abends. Der Treck stand gegen 11 Uhr nachts marschbereit. Überschreitung der Oder bei Peisterwitz am Sonntag, den 21.1.1945.

Altstadt bekam um 17.00 Uhr Befehl, in 2 Stunden abzurücken. Um 20.00 Uhr Abmarsch unter Führung zuerst vor Warbrandt. Die Landbevölkerung hat ihre Wagen noch verhältnismäßig ordentlich bepacken können und für´s erste mehr gerettet als die Städter. Später freilich hat sie in der Tschechei so gut wie alles eingebüßt - bis auf Ausnahmen.

-

Es wurden alle drei Wege über die Oder benutzt. Die Trecks gingen bei Brieg und Ohlau über den Fluß, die Eisenbahn wie auch sonst in Breslau.

Wie bewußt und gesammelt doch auch in diesem Trubel der Abschied von der Heimat begangen werden konnte, hat mir später eine Gutsfrau erzählt:

Als der Treck abfahrbereit stand, ging sie noch einmal

durch alle Räume, sah auch die Schlafräume in Ordnung wie immer, setzte sich noch einmal an den Flügel und spielte ein Bach'sches Präludium. An der Haustür machte sie noch einmal Halt, betete still ein Vater unser, schloß ab und versenkte zum Schluß den Schlüssel im nahen Teich. Dann bestieg sie den Wagen.

Bericht des früheren Landrats Heinrich über die letzten Tage in Namslau

Donnerstag, den 18. Januar 1945

Verstärkter Flüchtlingsstrom aus dem Gebiet um Litzmannstadt und Posen durch Namslau in Richtung Breslau.

Nachmittags Befehl an den Chef des Reservelazarets N., am nächsten Tage lt. Verlegungsplan d. Lazarett nach Bad Landeck, Grafschaft Glatz, zu verlegen. In den Abendstunden leichter Fliegerangriff auf Namslau.

Mitternacht: Eintreffen von Landrat Heinrich aus dem Westen. Absicht: Nur Abholen von Wintersachen und Orientierung über die Lage.

Freitag, den 19. Januar 1945

05.00 Uhr Anruf aus Wielun od. Umgebung bei Landrat H., daß dort die Russen umherstreifen.

08.00 Uhr Besprechung mit Kreisleiter Fischer über Abtransport der schwangeren Frauen und Räumung des Kreises. Kreisleiter Fischer bestreitet die Gefahr. Tel. Rücksprache mit Reg.-Präs. Kroll (Breslau) über Militär und zivile Lage. Präs. Kroll glaubt, daß militärische Kräfte zum Gegenstoß antreten werden. Hinweis von Landrat Heinrich, daß sicherheitshalber schwangere Frauen und Sieche abtransportiert werden müssen. Befehl an Fahrbereitschaftsleiter Ilchmann gegen 9.00 Uhr, alle

verfügbaren PKW und LKW für 11.30 Uhr auf General-Litzmann-Platz b. Pietzonka zu bestellen.

10.00 Uhr Eintreffen eines Adjutanten von Generalfeldmarschall von Manstein, der schleunige Räumung empfiehlt, besonders aller Ortschaften vor der Barthold-Linie.

10.30 Uhr Beschlagnahme sämtl. Treibstoffes durch Oberquartiermeister IV: Panzerarmee. 11.30 Uhr Besprechung mit O.Qu.IV.P.-Armee und Kreisleiter Fischer. 1,5 cbz Benzin und Dieseltreibstoff werden für zivile Zwecke freigegeben, Rest für militärische Aufgaben.

13.30 Uhr Ansprache von Kreisleiter Fischer über Lautsprecher auf dem Marktplatz an die Bevölkerung, auszuhalten und Ruhe zu bewahren, es bestehe keine unmittelbare Gefahr.

13.45 Uhr Eintreffen des bisherigen Landrats von Tomatschow b. Landrat H., der nach Kreuzburg ausweichen will. Telf. Anruf in Kreuzburg ergibt keine Verbindung mehr.

14.00 Uhr Besprechung mit Kreisleiter F. über Abtransport von 600-1000 hilfsbedürftigen Frauen und sonstigen Personen mit der Eisenbahn, da die Aktion 11.30 Uhr ab Gen.-Litzmann-Platz infolge Ausbleiben der Kraftfahrzeuge scheiterte.

15.00 Uhr Eintreffen von SA-Obergruppenführer Herzog, der aus der Gegend von Kaulwitz und Obischau berichtet. Der gesamte Volkssturm von Namslau besetzt den Stadtrand zur Abwehr ev. russischer Panzerstreifen.

15.30 Uhr Räumungs-Befehl für den gesamten Kreis und telfonischer Anruf bei Reg. Breslau über Lage und Anforderung von Eisenbahnsonderzügen, da Räumungsplan der NSV undurchführbar. Bauern nehmen keine Städter auf den Pferdefahrzeugen mit.

Ab 16.00 Uhr Räumung des Landratsamtes, Verladung des Lazaretts auf LKW. Als letzte des Lazaretts verlassen Dr. Kusche´ mit Frau Heinrich gegen 22.00 Uhr Namslau über Strehlen nach Bad Landeck. Konzentrierung der Polizei, der leitenden Beamten des Landratsamtes,

Kreisbauernführer usw. in der Telefon-Zentrale des Landratsamtes.

Ab 20.30 Uhr bis zum nächsten Morgen Eintreffen v. 5 Personenzügen, in denen je 1500 Personen aus der Stadt abtransportiert werden. 22.00 Uhr: Polizei-Oberleutnant Rahmel gibt Alarm und behauptet, daß russische Panzer auf dem Marktplatz erschienen sind. Fehlmeldung! Organisation der Ortsabwehr durch Landrat H. im Einvernehmen mit dem Kampfkommandanten von Namslau, Oberstleutnant des Schweidnitzer Ers.-Battl.

Sonnabend, den 20. Januar 1945

Ruhiger Nachtverlauf, geringer Geschützdonner in Richtung Buchelsdorf, Reichthal. Organisation des Abtransports von Lebensmitteln mit dem Ib der in Oels stationierten Division (Butter und Zucker). Kampfplärm aus Richtung Reichthal. Gegen 12.00 Uhr sind fast alle Ortschaften des Kreises menschenleer. Teile der PKW-Kolonnen, die am Vortage die hochschwangeren Frauen und Kleinkinder nach Brieg gebracht haben, kehren mit Kreisbaumeister Sternitzke und dem Kreisfeuerwehrführer Jakob nach Namslau zurück. Am Nachmittag weitere Räumungsmaßnahmen zum Abtransport von Vieh und Lebensmitteln in den Namslauer Geschäften. Vordringen der Russen bis Reichthal und Konstadt Lage bei Schwirz ungeklärt.

Gegen Mitternacht angebliches Vordringen der Russen nach Giesdorf und Obischau erweist sich als unzutreffend. 4 Geschütze gehen nördlich des Stadtparks in Stellung.

Sonntag, den 21. Januar 1945

04.00 Uhr Einsetzen von deutschen Truppen im Ostteil von Namslau (Böhmwitz) zur Ortsverteidigung mit dem Volkssturmbattillon Köhn. Teilweise Panik beim Volkssturm.

07.30 Uhr Eintreffen von deutschen Panzern aus Brieg (10. und 3. Sturmgeschütz), die nach Glausche geleitet werden. Angriff gegen die in Reichthal befindlichen Russen kann wegen Benzinmangel nicht gefahren werden und

kommt erst gegen 11.30 Uhr in Gang. Deutscher Angriff wird von russischer Flak abgewiesen gegen 13.00 Uhr.

10.00 Uhr Einrichtung einer militärischen Verpflegungsstelle in der ehemaligen Werk-Küche der deutschen Arbeitsfront. Aufbrechen einer Anzahl Geschäfte am Markt zur Bergung von Lebensmitteln. Die Russen erreichen Noldau.

13.00 Uhr Erste Artillerie-Einschläge in Namslau an der Hohen Brücke und bei der „Landwirtschaftsbedarf“. Die letzten Beamten des Landratsamtes und der Kreisbauernführer Seidel verlassen in PKW die Stadt in Richtung Ohlau.

14.00 Uhr: Kreisleiter verläßt bei verstärktem Artilleriebeschuß die Kreisleitung.

14.30 Uhr: Letztes Telefongespräch von Landrat H. mit Oberreg. Engel (Regierung Breslau) aus der Telefonzentrale des Landratsamtes in Gegenwart des Uffz. Moritz (Kartoffelverwertungsgenossenschaft). In Breslau wird Sonntagsdienst gemacht!! Reg.-Präs. Kroll unerreichbar.

15.00 Uhr: Bürgermeister Sroka verläßt mit dem Rad Namslau. Löffel: „Wir verließen die Stadt in Richtung Windisch-Marchwitz.“

15.45 Uhr: Noch stärkerer Artilleriebeschuß, die Russen haben bereits Grambschütz erreicht. Deutsche Truppen ziehen sich zurück.

16.00 Uhr: Besprechung mit Kampfkommandanten in der Brauerei Haselbach, der gerade vom Divisionskommandeur Oels Räumungsbefehl erhält. Standort-ältester von Mackensen bespricht mit Landrat H. Vernichtung des Wehrkreis-Sanitätsparks. Baumeister Puchalla geht unerkannt an Landrat vorbei und bleibt in der Stadt.

16.45 Uhr: Landrat H. verläßt Brauerei Haselbach und fährt

17.00 Uhr: mit Kraftfahrer Mühlbach und Moritz von Gastwirtschaft Opitz nach Ohlau. Kampfkommandant weicht nach Bernstadt und Oels aus, da Umfassung der Kreisstadt von Nordwesten und Süden droht. Die Russen

waren um 16.00 Uhr bereits in Gülchen.

19.00 Uhr: Gärtner Stojan zündet den Wehrkreissanitäts park an.

19.30 Uhr: Landrat H. trifft in Ohlau ein und weist dortigen Landrat Brass auf drohende Gefahren für die Gebiete nördlich der Oder hin.

22.00 Uhr: Eintreffen in Strehlen bei Landrat Sell.

Montag, denn 22. Januar 1945

Weiterfahrt nach Landeshut über Waldenburg. In Landeshut einrichten einer Namslauer Zweigstelle unter Oberinspektor König und Kreissparkasse.

Die Russen besetzen um 6.30 Uhr die Stadt Namslau.

Anmerkung zu diesem Bericht des Landrats Heinrich betr. Abtransport der Feuerwehrspritze u. anderer Feuerwehrgeräte.

Herr Hugo Röhricht schreibt:

„ In der Nacht vom Sonnabend zu Sonntag kam die Anordnung vom Herrn Landrat, daß die noch anwesenden Feuerwehrmitglieder die Motorspitze ect. nach Brieg abtransportiern sollten. Viehhändler Sämman und ich taten dies. Sonntag früh kamen wir zur Abholung anderer Geräte wieder zurück. Die Straße Brieg - Namslau war durch Trecks gesperrt, daher Umweg über Ilnau - Carlsruhe, obwohl in Ilnau uns die Soldaten nicht mehr durchlassen wollten. In Namslau trafen wir Sonntag früh den Friedhofverwalter Kühnel mit dem Sanitätswagen im Hof des Wasserwerks. Wir sollten bis abends warten für den Fall von Feuergefahr. Sonntag abend fuhren wir nach Rücksprache mit dem Landrat fort. Wir nahmen noch 3 alte Leute mit nach Brieg.“

Ich schließe diesen Teil meines Berichts, der die Vertreibung aus der Heimat beschreibt, mit einem Gedicht, das uns allen den Ernst jener Tage vergegenwärtigt und zugleich uns auf den rechten Trost hinweist:

Der Treck

Sie wanderten aus mit Weib und Kind,
Sie mußten die Heimat verlassen,
Verlassen den Hof mit Stall und Rind
Und alles, was Sie besaßen.
Sie wanderten aus, aus Glanz und Glück,
Aus Schlössern und aus Hütten,
Und was sie besaßen - Stück für Stück -
Hat dann der Feind erstritten.
Sie wanderten aus, - und ihre Welt
Voll Schönheit, Kultur und Wissen,
Sie sank zusammen wie Staub zerfällt . . .
Der Freundeskreis - zerrissen!
Sie wanderten aus! O große Not!
Sie lagen wie Bettler im Graben.
Ihr Elend, Heimweh und Hungersnot,
Sie können es nicht mehr tragen!
Sie liegen in Lagern und Scheuen bloß,
Sie frieren - und brennen in Gluten;
Die Seuchen machen sie hoffnungslos,
Bis zur Seele reichen die Fluten!
Nun mahlen die Räder durch tiefen Sand,
Vom Himmel fallen die Sterne.
Der Tod ergreift so manche Hand.
Ach Heimat, wie bist du so ferne!
Es gibt keine Rückkehr für Dich und Dein Kind -
Und doch ein ' Nach-Hause-Kommen'
Zu dem, der die Not der Verlassenheit kennt
Und Lasten auf sich genommen.
Und mußt Du wandern, so wand´re aus
Aus Deinem engen Herzen,
Gib dem Dich hin, der heut noch trägt
Die Welt in Ihren Schmerzen.
Ein´ neue Krone, ein neues Land
Ein Wandern aus sicheren Höhen .
Wird Dir geschenkt durch diese Hand,
Wenn Du willst mit ihr gehen.
Und mußt Du dann wandern, so wandre hinein
In Deines Gottes Erbarmen,
Und Trost und Reichtum wird um Dich sein,
Gehörst Du auch jetzt zu den Armen.
(Frau Könnicke 1945)

Abschied von Namslau

von Arthur Kalkbrenner

1. Vorboten der Flucht

Im Herbst 1944 fallen Bomben russischer Flugzeuge auf Windisch-Marchwitz. Am 7. Oktober 1944 gegen 19.00 Uhr wird unsere Stadt von so genannten „Christbäumen“ erleuchtet; Bomben heulen und detonieren. Ein rollender Angriff auf Breslau bis etwa 21.00 Uhr, die Luftschuttsirene heult mehrmals am Tage. Am 13. Oktober amerikanische Bombengeschwader gegen 11.00 Uhr bei herrlichstem Wintersonnenwetter in direktem Anflug auf unsere Stadt; keine Abwehr stört sie. Armes Namslau! denke ich und rase in die Befehlsstelle des Luftschutzes im Keller unter dem Rathaus. Man merkt allen die innerliche Gespanntheit an. Schweigen! Jeder denkt wohl: Wer von uns wird überleben? Wie wird's der Familie ergehen? Da die erlösende Meldung vom Turmbeobachter: „Abdrehung, Richtung Bahnlinie Oberschlesien!“

Da kommen die Batschkadeutschen, Flüchtlinge aus Ungarn, und werden im katholischen Schulgebäude, bei Schwuntek und in Familien untergebracht. Erstmals sehen unsere Namslauer Flüchtlingelend; alte und junge Leute, Säuglinge, Kinder und Greise, Kranke und Gesunde. Und wir erfahren von ihnen von den Gewalttaten der Sowjets und dem erbarmungslosen Aufbruch aus der Heimat. Verwundert betrachten unsere Leute die mitgebrachte Habe auf den pferdebespannten Leiterwagen; die Kisten und Kasten, die Säcke voll Wolle, Dauerwurst und Speckseiten, die „Standen“ voll blütenweißen Schweinefetts und die Spinnräder. Das war möglich, weil in Ungarn die Räumung planmäßig und rechtzeitig erfolgte. Als Hausherr des Schulgebäudes tue ich alles, um ihnen ihr Schicksal zu erleichtern. Für die kleinste Gefälligkeit sind sie dankbar - mit dem wenigen, was sie haben, wollen sie sich erkenntlich zeigen und können nicht verstehen, wenn man ablehnt. Es waren z. T. wohlhabende Bauern, Kaufleute, Fabrikanten

ten und einfache, schlichte Leute, durchdrungen von ihrem durch Jahrhunderte bewahrten Deutschtum. Es waren liebe Menschen, vom Schicksal geschlagen, doch nicht mutlos, wenn auch ihre Augen feucht wurden beim Singen der Heimatlieder. Sie beobachteten sehr genau die Vorgänge in der Stadt und auf den Durchgangsstraßen und wußten sie richtig zu deuten. Anfang Dezember schon sagte mir ein älterer Mann vertraulich: „Herr Rektor, bringen Sie Ihre Familie in Sicherheit! Packen Sie das Nötigste griffbereit! Was ich hier auf diesen Straßen sehe, bei uns fing es auch so an. Hier müssen wir weg, alle beide!“

Diese Deutschen aus der Batschka haben viele zum Nachdenken über die Lage der Heimat gebracht. Es gewann der Fluchtgedanke im geheimen doch zunehmend Raum, und Überlegungen, was mitzunehmen sei, wurden diskutiert. Gnade dem aber, der diese Möglichkeit öffentlich ausgesprochen hätte oder Pakete größeren Ausmaßes mit der Post oder Bahn versandt hätte! Die Gauleitung der NSDAP veranlaßte im November oder Dezember 1944 bei der Kreisleitung Namslau eine Organisationsbesprechung für eine eventuelle Räumung des Kreisgebietes; die Bevölkerung erfuhr davon nichts.

Ein Räumungsstab sollte Treckwege und Räumungsetappen festlegen; Landeshut im Riesengebirge war der Aufnahmekreis. Wie kommt die Stadtbevölkerung weg, und was geschieht mit den aus dem Westen Deutschlands Evakuierten? „Die Bauern stellen die Treckwagen!“ war die schnelle Lösung. Und was geschieht, wenn die nicht wollen oder können? „Sie unterstehen den Kriegsgesetzen.“

Als die gefährvolle Lage der rechten Oderseite auch von der Partei nicht mehr länger zu verheimlichen war, wurden die Luftschutzmaßnahmen mit Hochdruck, u. a. auch durch den Bau von Splittergräben, betrieben. Im eingeebneten alten Friedhof, der ehemaligen Ruhestätte vieler alteingesessener und geachteter Namslauer Bürgerfamilien, baute selbst die Kreisleitung für eventuelle Fälle einen Schutzbunker, der nach Meinung des damaligen Kreisleiters, ei-

nes jungen, ehemaligen Hitlerjugendführers, bei einem Einfall der Russen bis zum letzten Blutstropfen verteidigt werden sollte.

Alle von Partei und Behörden im stillen eingeleiteten und ins Auge gefaßten Räumungsmaßnahmen litten darunter, daß sie zu spät kamen und die Bevölkerung von ihnen und der drohenden Gefahr nicht unterrichtet wurde. Es fehlte auch an Fachleuten, die in der Organisation solcher Massenbewegungen Erfahrungen hatten und alles bis in die letzten Folgerungen durchdachten.

Es ist als ein Wunder zu bezeichnen, daß trotz der „Halsüber-Kopf-Räumung“ im harten Winter fast die gesamte Kreisbevölkerung sich dem Zugriff der Russen entziehen konnte. Dank des heldenmütigen Einsatzes einiger als „verlorener Haufen“ kämpfender, arg gelichteter Wehrmachtsteile, dank des zielbewußten Eingreifens von Herrn Landrat Dr. Heinrich, dank der Umsicht der Treckführer mit Bauern, Bauersfrauen, Arbeitern und Arbeiterfrauen, dank der Privatinitiative vieler unserer Landsleute ist dieses fast unmöglich erscheinende Werk gelungen. Es ist Dezember! „Werden wir das Weihnachtsfest noch im eigenen Haus mit der Familie feiern können?“ ist die bange Frage, die auf den Gemütern drückend lastet und die Weihnachtsvorbereitungen freudlos macht. Mehren sich doch die Anzeichen drohender und zunehmender Gefahr für die Heimat. Wehrmachtsfahrzeuge von Etappeneinheiten durchfahren immer öfters unsere Stadt in Richtung der Oder; mitunter vollgeladen mit Wohnungseinrichtungsgut. Ihre Besatzungen machen einen gedrückten Eindruck, und haben es gewöhnlich sehr eilig, über die Oder zu kommen. Manche geben den nicht gerade ermutigenden Rat: Macht, daß ihr fortkommt, der Russe kommt auch hierher! Kölner Evakuierte, in Briefen aus ihrer Heimat beraten und dazu aufgefordert, packen ihre Koffer und reisen ab.

Aber die Front bleibt ruhig. Wir feiern Weihnachten - zwar nicht mit einem überreichen Gabentisch, doch mit Karpfen und weißen Würstchen; auch die Gans fehlt in vielen

Familien nicht.

Der Kirchenbesuch, auch von Parteianhängern und uniformierten Arbeitsdienstlern und Soldaten, war so zahlreich, daß manche mit einem Stehplatz zufrieden sein mußten. Man besann sich wieder im Angesicht der Gefahr auf die ewigen Werte, auf das Wort Gottes. Man ging nachher schnell auseinander; vielleicht wollte man vermeiden, auf das „Was wird?“ angesprochen zu werden.

Und dieses unausweichliche „Was wird?“ wurde am Jahreswechsel, ja von Tag zu Tag immer quälender. Aber man „feierte“ Silvester in vielen Familien; auch im Gasthaus, nicht mit lautem Juchhe und Sektkorkenknallerei und Delikatessen. Da meldete der Rundfunk im Wehrmachtsbericht die Großoffensive der Sowjetarmee am 12. Januar und den opfervollen Abwehrkampf unserer Truppen. In den nächsten Tagen wurde - durch die immer verspätete Bekanntgabe der Heeresberichte verschleiert zugegeben - uns allen offenbar, daß den Russen der Großdurchbruch und die Zerschlagung ganzer deutscher Armeen gelungen war; die Tür nach Schlesien ihnen also offen stand, denn nennenswerte Abwehrkräfte - soviel wußten wir auch - standen nicht in der Heimat zur Verfügung. War doch noch nicht einmal das Heimatersatzheer alarmiert worden.

Der Aufbruch

Wie ein in der Nähe niedergehender Blitzschlag schlug es ein, als die Russen in Tschenstochau gemeldet wurden. Schon kamen die ersten Flüchtlingstrecks aus dem Warthegau, die man um die Stadt leitete, um die Bevölkerung nicht noch mehr zu beunruhigen. Reste der geschlagenen oder geflüchteten deutschen Truppen durchfuhren die Stadt. Auf dem Ring parkte am Nachmittag des 18. Januar 1945 eine schwere Flak-Abteilung mit zwei Geschützen ohne Munition, übermüdet und erschöpft Offizier und Mann.

Feuerwehrautos aus dem Warthegau durchquerten die Stadt. Autos mit dicken „Besatzungsgewinnlern“ versuchten, mit ihren „Schätzen“ über die Oder zu entkommen, wurden aber vom NSKK geschnappt. Lastzüge aus Oberschlesien mit verschiedenstem Flüchtlingsgut wälzten sich durch das Krakauer Tor. Personenzug auf Personenzug, vollgepfropft mit Menschen, rollte, von Oberschlesien kommend, unter der hohen Brücke durch, auf den Dächern, in den Bremserhäuschen und auf den Trittbrettern sitzen die „Hiwis“, die Hilfsfreiwilligen fremder Nationen. „Ah, Oberschlesien räumt, dann sind wir dran; es geht also doch nach einem geordneten Räumungsplan“, so beruhigten sich manche unserer Landsleute noch am 19. Januar 1945 und ahnten nicht, daß russische Aufklärungspanzer auf dem Weg nach Namslau waren, den nordöstlichen Teil des Kreises bereits durchstreiften und in Glausche ein Blutbad angerichtet hatten.

Ab Mitte Januar 1945 begannen die Namslauer, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen; denn die Verantwortlichen in Partei und Staat schwiegen beharrlich und versuchten sogar, zu beruhigen. Das Wort „Führer befiehlt!“ wirkte im Angesicht der tödlichen Gefahr nicht mehr. Die verzweifelte Volksseele machte sich vielmehr Luft mit Worten wie: „Die oben haben uns abgeschrieben, die sitzen ja sicher!“ - Die meisten aber hofften im stillen immer noch auf eine gute Wendung; andere ergaben sich ihrem Schicksal. Nur wenige unserer Landsleute dachten ernstlich daran, in der Heimat bleiben und sich dem „Großmut des Siegers“ ausliefern zu können. Hatte doch die Goebbelssche Propaganda - wie die späteren Erfahrungen bestätigten - in dieser Hinsicht durchaus nicht übertrieben. Auch der sowjetische, drohend schreiende, unseren schlesischen Sender überlagernde Propagandafunk war bei uns nicht ohne Wirkung geblieben.

So begann man, Wehrmachtsfahrzeuge anzuhalten, und die Soldaten nahmen in Kenntnis der gefährlichen Situation willig Mütter mit Kindern, Frauen und Mädchen mit.

Wer im Besitz von Pferd und Wagen war, zottelte manchmal vollbeladen hintenherum über die Haselbachstraße dem Stadtwald zu oder über die Hohe Brücke in Richtung Schwirz. Ach, wie maßlos traurig stimmte ein solches Gefährt!

Hier und da ist schon ein Geschäft geschlossen. In den Gasthäusern sitzen flüchtende Soldaten bei Grog und Schnaps. Frau Fleischermeister Reichert steht vor der Ladentür im Gespräch mit Soldaten, denen sie schnell ein Stück „Warme“ mit Semmel „verpaßt“ hat. „Ja, sehen Sie, Herr Rektor“, spricht sie mich freundlich an, „die Soldaten meenen ooch, daß wer wern furt missen; da muß ich halt ooch woas zesammpacken!“ Ich kaufe ein, die Verkäuferin verlangt von mir Fleischmarken. Frau Bertel Reichert hört es, und mit einem echten derbschlesischen „Sch...! Sull der Russe oalles fressen?“ ist die Fleischmarkenangelegenheit erledigt. Ihr gutes Herz kann nicht anders: „Ne weeche Zervelatwurscht fier die Kinder und ne „Harte“ fier Euch uff n Weg!“

Nach all dem, was ich in der Innenstadt sehe, bin ich doch sehr gedrückter Stimmung und in großer Sorge um meine Familie. Ich eile nach Hause. Da, telefonischer Anruf: „Bräustübel vom Armeekommando beschlagnahmt!“ Das beruhigt mich etwas, denn diese Stäbe sitzen ja nach alter Erfahrung nicht gerade in vorderster Linie; also scheint die Lage nicht ganz so schwarz auszusehen. Kommt mein Hausmädchen: „Der Kreisleiter hat auf dem Ring verkündet, daß nicht geräumt wird, es ist wieder besser!“

Besteht zwischen diesen beiden Nachrichten ein Zusammenhang? Da wir in der Siedlung kaum etwas hören - Telefon schweigt meistens -, trifft meine Frau Vorbereitungen, legt Sachen für die drei Kinder, zweieinhalb und sechs-einhalb Jahre alt, zurecht, näht kleine Leinenrucksäckchen für Wäsche, macht den Sportwagen fertig und packt auch einen Koffer. An ein rechtes Mittagessen ist nicht zu denken, zumal das Gas bei uns wenig Druck hat.

19. Januar 1945. Mit der Familie verlasse ich gegen 20.00

Uhr mein Heim und treffe gegenüber der „Totenschenke“ - Gasthaus Schröder - auf eine Ansammlung von Nachbarfamilien, die auf der Brieger Straße eine Wehrmachtsfahrgelegenheit zu erhaschen versuchen. In der Kälte ist es ein bitteres und beinahe hoffnungsloses Warten. „Warum ist der Himmel so rot? Kommen Flieger?“ so fragt mit ängstlichem Blick mein ältestes Kind. Gebe Gott, daß ich nie mehr in solche geängstigten Kinderaugen sehen muß!

Da, Feindflieger im Anflug! Auch als Luftschutzmann kann ich nur abwarten und Ruhe bewahren! Bombendetonationen in Richtung Böhmwitz, und der Spuk ist ausgestanden! Fliegeralarm wurde nicht gegeben, um die Räumung nicht zu gefährden.

Ich gehe zum Bahnhof, lasse die Familie im Windschutz einer Scheune zurück, um Fahrgelegenheit mit der Eisenbahn zu erkunden, jedoch ohne Erfolg. Inzwischen nimmt eine Wehrmacht-Werkstättenabteilung, von einem Oberleutnant der Feldpolizei zum Abladen gezwungen, meine Familie mit. Sie will durchaus meine Rückkunft abwarten, aber auf dringende Vorstellungen eines Wasserwerkarbeiters fährt sie doch in Richtung Brieg mit. Einsam und verlassen stehe ich in banger Sorge um die Meinen, aber auch bis zu einem gewissen Grade beruhigt, am Eingang zur Max-Gohla-Straße, wo ich Herrn Schoenfeld, meinen früheren Nachbarn, treffe, der meine und seine Familie soeben auf die Wehrmachtsautos verladen hatte. Beide drückt uns der Gedanke, daß der Russe mit seinen Panzerspitzen schon über Schwitz hinaus in Richtung Brieg sein könnte. Wir betreten noch einmal unsere Wohnungen, das Licht funktioniert noch. Wir sehen das Durcheinander des hastigen Aufbruchs und schließen zum letzten Mal Haustür und Gartentürchen. Es ist Nacht, wohl gegen 24.00 Uhr. Ich begeben mich über die Hohe Brücke in das Stadtinnere. Das Leben scheint erstorben. Verlassen liegen Straßen und Häuser unseres lieben Namslau. Nur einzelne Gestalten hasten, oft schwer bepackt, die Straßen entlang. Bedrückt vom plötzlichen Aufbruch und einer ungewissen Zukunft

ziehen sie lautlos davon.

Dort öffnet sich noch knarrend die Haustür eines alten Bürgerhauses. Im düsteren Lichtschein des Flurs erkenne ich die alten Leutchen, die sich abmühen, ihre in der Aufregung zusammengepackte Habe durch die Türöffnung zu zwängen. Rührend besorgt ruft der „Vogt' 1“: „Muttel, doäß de nick fällt, es sind drei Stufen!“ Der alte Ordnungssinn und die ererbte Sparsamkeit zeigen sich bei ihren Worten: „Mach doas Licht aus, schließ zu!“ Auf dem Tretoire“ bleiben beide a win stiehn und schauen auf die obersten, jetzt im Dunkeln liegenden Fenster. Zwar durch das Leben hartgeworden, hat dieses Abschiednehmen doch ihre Augen feucht werden lassen. „Kumm, Muttel, wir miss'n giehn, es is Zeit!“ höre ich noch seine fürsorglich klingende Stimme und weiter, „der Zug woartet nick!“

Also muß wohl doch in letzter Stunde noch ein Eisenbahnzug zum Abtransport der flüchtenden Namslauer eingesetzt worden sein, kommt es mir in den Sinn. Ich eile zum Bahnhof. Am ersten Bahnsteig steht ein sehr langer Transportzug mit geöffneten Türen, vollbesetzt bis auf den letzten Platz mit Frauen, alten Leuten und Kindern, Koffer und anderes Gepäck in Gepäcknetzen und Gängen. Zuletzt Ankommende werden noch eilig verfrachtet. Eine stille Hoffnung, daß ich als Schwerekriegsbeschädigterein Anrecht zur Mitfahrt hätte, zumal ich nur einen kleinen Handkoffer trug, erwies sich als trügerisch; ich wurde von einem „Ordner“, der vorsichtshalber wohl schon die Parteiuniform ausgezogen hatte, barsch abgewiesen.

Auf meine Frage an uniformierte Amtsträger der NSDAP, die auf dem Bahnsteig standen, ob noch weitere Transportzüge eingesetzt würden, wurde mir eine wenig hoffnungsvolle Antwort zuteil; selbst Bahnbeamte wußten nichts Genaues. Es zeigte sich, daß von der Parteiführung, insbesondere vom Gauleiter, nichts organisiert war, um einen schnellen und reibungslosen Abtransport der Bevölkerung zu gewährleisten. Herrn Dr. Heinrich, dem damaligen Landrat, bleibt das Verdienst, durch sein entschlosse-

nes Handeln im Augenblick höchster Gefahr, die Bereitstellung von Transportzügen an höherer Stelle erwirkt zu haben.

Enttäuscht verließ ich den Bahnhof in dem Gedanken, daß es nun an der Zeit sei, ernstlich an das eigene Weiterkommen zu denken. Auf dem Wege zur Kreisleitung im ehemaligen Finanzamt treffe ich eine auf einer Bank der Postpromenade sitzende schluchzende Mutter, ein Kleinkind eingewickelt im Arm und einen kleinen Jungen, den Kopf schlafend in ihren Schoß gekuschelt. Sie hatten sich von einem Bauertreck gelöst in der Hoffnung, in unserer Stadt die Möglichkeit zum Weiterkommen zu finden. Die Mutter war völlig mutlos, drei Tage Treck aus dem Warthegau! Es bedurfte des herzlichsten Zuredens, sie mit den Kindern der nahen Rettung, dem Namslauer Bahnhof, zuzuführen. Sie konnte kein Wort des Dankes herausbringen, wohl aber: „Hier frieren die Kinder nicht - geht aber auch ein Zug?“

In der Kreisleitung herrschte aufgeregte Stimmung unter den Amtswaltern; dazu waren die uniformierten Volksturmführer versammelt. Es war ein Gedränge auf Fluren und Treppen; man flüsterte unkontrollierbare Gerüchte und machte sich gegenseitig Mut. Da aus den verlassenen Fleischereien und Bäckereien ausreichend Ware in Körben herumstand, „bediente“ ich mich. Da ich hier jedoch nichts auskundschaften konnte, wie man am besten und schnellsten über die Oder kam, hielt ich es für gegeben, dieses „gastliche“ Haus zu verlassen, um nicht womöglich mit einem Amt bedacht zu werden, das anderen nicht zusagte.

Ich lungerte auf dem Pietzönkaplatz herum in der Erwartung, daß sich eine Fahrgelegenheit bieten würde. Im Laufschritt kam ausgepumpt eine kleine Infanterie-Einheit über die Hohe Brücke, um gegen den Feind eingesetzt zu werden. Arme Landser, ohne schwere Waffen, scheinbar Teile einer Genesenenformation! Denn hinterher kamen gesammelte Fußkranke und solche Soldaten, die „lazarettfähig“ waren.

Ich spielte mit dem Gedanken, den Fußmarsch anzutre-

ten, aber mit Koffer unmöglich! In der Stille der Nacht hörte man die Abschüsse von Geschützen. Die waren zwar noch sehr entfernt, aber das konnte sich schnell ändern. Also auf, noch einmal zum Bahnhof! In den Straßen ist es stockfinster; kein Lichtschein verrät, daß noch Bewohner in den Häusern sind. Nur wenige alte Leute können sich nicht zu einer „Hals-über-Kopf-Flucht“ entschließen und bleiben; denn die Russen seien ja auch Menschen und würden alten Leuten nichts tun.

So oder ähnlich dachten auch unsere lieben Mitbürger, Schuhmachermeister Gottlieb J. und seine Frau. Er hatte herumgehört am 19. Januar 1945 abends und hier und dort gehört: Wir bleiben! Als am Samstag, dem 20. Januar, unser Meister ausgeschlafen aufsteht, stellt er fest, daß keine Menschenseele mehr im Haus ist. Das macht ihn und seine Frau bedenklich. Er findet auf der Straße und auf dem Ring keinen Menschen. Zwei Soldaten treffen die Meisterin im Hofe an: „Schnell raus, auf den Bahnhof, der letzte Zug fährt gleich ab!“ „Na ja, da missen wer halt‘, meint der Meister. Aber Mutters Schuhe sind kaputt. Also flink auf den Schusterschemel und besohlt, während Frau J. einiges in Eile zusammenpackt. Sie gehen zum Bahnhof und steigen in den letzten Eisenbahnzug, der das deutsche Namslau verläßt.

Die Russen besetzen den Kreis Namslau

1. Aufbruch der Landbevölkerung

Die Bevölkerung unserer Kreisstadt Namslau konnte die sich überstürzenden Nachrichten vom Durchbruch der Russen an der Weichsel und ihrem zügigen Vormarsch auf die deutschen Grenzlande nicht nur aus verschleierte Heeresberichten erahnen, sondern weit besser und unmittelbar von flüchtenden Truppenteilen erfahren. Demgegenüber waren unsere Dorfbewohner - insbesondere

die Bauern abgelegener Dörfer - über die drohende Gefahr kaum unterrichtet.

Der Grenzlandbauer, fest mit der ererbten Scholle verbunden, an Gefahren gewöhnt und der Wehrmacht vertrauend, wollte es einfach nicht wahrhaben, daß der Russe vor den Toren Schlesiens stand und im Begriff war, in das Heimatland einzubrechen. Die trügerische Annahme, daß die so genannte „Bartholdstellung“ mit ihren Panzergräben, Maschinengewehr und Geschützstellungen den zurückgehenden deutschen Truppen als Auffangstellung dienen werde, gab den eingesessenen Bauern ein Gefühl der Sicherheit und lies den Gedanken an eine Räumung als absurd erscheinen. Bei einer solchen Denkungsart der Mehrzahl unserer Bauern ist es begreiflich, daß kaum oder zumindest nicht ernstlich an Fluchtvorbereitungen gedacht wurde.

Am Freitag, dem 19. Januar 1945, am Nachmittag wurde der Räumungsbefehl ausgelöst. Die Benachrichtigung erging an die Ortsgruppenleiter der NSDAP. Diese wieder mußten die Bürgermeister, Ortsbauernführer und Zellenleiter von der angeordneten Räumung in Kenntnis setzen und mit ihnen die Organisation der Trecks und Abfahrtszeit besprechen. Zum Transportführer wurden die Ortsbauernführer bestimmt, während die Bürgermeister das Eintreffen der zur Verteidigung vorgesehenen Wehrmacht abwarten sollten, um diese in die Ortslage einzuweisen und der Truppe mit Rat und Tat behilflich zu sein.

Aus den Marschanordnungen ist zu erwähnen, daß jede Person 15 kg Gepäck mitnehmen durfte. Die Hofbesitzer, die über Pferdegespanne verfügten, mußten die Familien mitnehmen, die nur über Kühe als Zugvieh verfügten oder selbst keine Fahrmöglichkeit hatten. Das Vieh sollte noch gefüttert und im Stall gelassen werden; später würde es die Wehrmacht abtransportieren. Es waren Pläne, am grünen Tisch ausgedacht.

Die sich überstürzenden Ereignisse an der militärischen Front, das Zaudern der Parteistellen im Augenblick höchst-

ter Gefahr hat manches, was vorgesehen war, über den Haufen geworfen. Letzten Endes waren unsere Bauern in diesen kritischen Stunden sich selbst überlassen. Ihrem gesunden Sinn für das Vordringliche, ihren eisernen Nerven, ihrer praktischen Erfahrung und Umsicht ist es zu verdanken, dahin der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit und trotz der Witterungsunbilden durch Kälte, Schnee und Glatteis unsere Dorfbevölkerung sich über die Oder hat retten können. Eine besondere Anerkennung gebührt den Treckführern und ihren Helfern, die oft mit Härte ihrer schweren Aufgabe gerecht werden mußten, weil Überzeugungskraft und gutes Zureden nichts nützten und ein Nachgeben das Wohl der Gesamtheit gefährdete. Wo solche Widerstände gegen die Verantwortlichen für den Treck sich zeigten, war nicht Uneinsichtigkeit oder Widersetzlichkeit die Triebfeder solchen Handelns, sondern körperliche und seelische Überbeanspruchung bei mangelhafter Ernährung und Ruhe und nicht zuletzt Mitgefühl mit Mensch und Tier.

Besonders hart waren die Frauen und Mütter betroffen, denen die Sorge für Kinder, Alte, Kranke und Hilfsbedürftige oblag. Welch ungeheure Umsicht wurde von ihnen beim Aufbruch vom heimatlichen Herd und Hof abverlangt! Was an körperlichen Anstrengungen auf dem Marsch auf schneeiger und eisglatter Straße! So manche Frau und Tochter mußte Gespannführerdienste übernehmen oder in gebirgiger Gegend den Holzknüppel zum Bremsen in die Speichen der Wagenräder stecken; eine gefährliche Angelegenheit, die auch Opfer forderte.

War dann spät abends oder in der Nacht ein Dorf als Rastort für wenige Stunden erreicht, begann das Auspacken, die Sorge für ein kümmerliches Abendbrot. Die Kinder verlangten nach einem Ruhe- und Schlafplatz, nach trockener Kleidung und warmen Strümpfen. Heiße Milch mit Honig mußte gegen den bellenden Husten gekocht oder ein Umschlag gegen Halsschmerzen gemacht werden. Aber wo war eine Feuerstelle, ein angeheizter Herd zu finden? Und schließlich mußte mancherlei geflickt und die Wäsche ge-

waschen werden. Die Frauen und Mütter waren die letzten, die sich hinlegen konnten, und die ersten, die aufstanden; immer beansprucht, immer für die anderen sich einsetzend. Und vergessen wir nicht die jungen Mütter mit ihrem Leid, wenn sie am Weges- oder Waldesrand ihr Liebstes als Opfer des Krieges und der Vertreibung in die eiskalte Erde notdürftig einbetten mußten.

Es war ein Leidenszug, dieser Fluchtweg unserer Bauerntrecks, der für die heutige junge Generation unvorstellbar ist. Seine Darstellung darf in der Heimatgeschichte der deutschen Ostprovinzen niemals fehlen!

Es ist der 21. Januar 1945, ein Sonntag! Rauh und frostig graut der Morgen. Ausgestorben liegen die Dörfer im Sichtbereich der Bahnstrecke Namslau-Kreuzburg. Die Bewohner haben ihre Heimstätten verlassen, sind im Treck in das Innere des Vaterlandes in eine ungewisse Zukunft gezogen. Nur vereinzelt steigt noch leichter Rauch aus einem Schornstein der Dörfer Wallendorf, Erbenfeld und Bachwitz; ein Zeichen, daß dort noch Dorfbewohner zurückgeblieben sind, vor allem alte und gebrechliche Leute, die sich den Strapazen der Flucht nicht mehr gewachsen fühlen, und solche, die der polnischen Sprache mächtig sind und glauben, die Russen seien auch Menschen und die ihnen nachgesagten Bestialitäten seien Phantasiegebilde Goebbelsscher Greuelpropaganda; es würde alles nicht so schlimm werden. Viele Frauen und Kinder mußten zurückbleiben, obwohl brauchbare Gespanne ungenutzt im Stall standen, die für den Transport ausgereicht hätten. Aber es fehlte an Männern zum Aufladen und als Gespannführer, weil ein großer Teil der Männer noch in letzter Minute zum Volkssturm eingezogen und die hilfsbereiten gefangenen Franzosen geschlossen abtransportiert worden waren. Deshalb konnte auch die flehentliche Bitte des katholischen Pfarrers von Wallendorf um ein Transportfahrzeug wegen Fehlens eines Kutschers nicht erfüllt werden.

2. Bachwitz

Von Wallendorf kommend, dem Heimatdorf Bachwitz zustrebend, tippelt der Bauer G. nach dem Kirchenbesuch - der katholische Pfarrer J. war dort geblieben - nach Hause. Er ist ein frommer Katholik, hat inbrünstig gebetet und den Herrgott und alle Heiligen um besonderen Schutz angefleht; denn die Zeiten sind schwer und der Russe wird bald anrücken.

Er ist nicht mit der Familie auf den Treck gegangen. Wie hätte er auch sein Besitztum mit dem neu gebauten, geräumigen Wohnhaus, den Stallungen und dem guten Viehbestand im Stich lassen können! Diese Meinung teilten auch zwei Nachbarn. Bauer G. glaubte, er sei ja schon ein alter Mann, verstehe und spreche „Wasserpölnisch“ und sei auch kein „Hitlersch“; was werde ihm der Russe da schon tun?!

Wie er so die Chaussee nach dem Bahnübergang dahin schreitet, sieht er in Richtung auf Konstadt zu eine Kolonne Fahrzeuge näher kommen. In der Meinung, es sei ein verspäteter Flüchtlingstreck, denkt er: „Na, ihr habt es aber gar nicht eilig! Wenn ihr nicht schnell macht, wird euch der Russe bald eingeholt haben!“

Immer wieder nach dem angenommenen Treck ausschauend, wird er plötzlich zweier aus dem Chausseeegraben aufspringender Rotarmisten ansichtig, die ihn heranwinken. „Jesus, Maria und Josef, hilf! Das sind ja Russen, da sind sie ja schon“, ruft er in seiner Überraschung. Er wird ausgefragt, insbesondere ob deutsche Soldaten in den Dörfern oder sonst wo in der Nähe wären. Er kann es mit gutem Gewissen verneinen, denn er hat keine gesehen. Die Russen schicken ihn nach hinten zum Gros. Hier wird er vom Truppenführer, einem Major, eingehend verhört. Die Kernfrage dreht sich wieder um das Vorhandensein deutscher Truppen. Nachdem man sich von der Harmlosigkeit seiner Person überzeugt hat, er außerdem auf das in Sichtweite liegende eigene Bauerngehöft mit dem weithin leuchtenden Wohnhaus hinweisen kann, wo das Vieh auf Fütterung warte, läßt man ihn laufen.

Während G. querfeldein auf die Häuser von Bachwitz im Laufschrift zueilte, begann auf einmal Gewehr- und MG-Feuer deutscher Soldaten. Sie gehörten zu einer Nachhut, die in Wartestellung am Dorfrand gelegen hatte. Feuer von vorn, Feuer von hinten, unser Bachwitzer Bauer dazwischen! Seine beiden Dorfnachbarn hatten vom Fenster aus seine bedrängte Lage beobachtet und ihn, als er das Haus erreichte, schnell durch ein Fenster herein gezogen. Dann wurden Tür und Fenster verrammelt, und man wartete in berechtigter Aufregung auf die Ankunft suchender Russen.

Die Schießerei hörte auf, und bald waren die Russen da. Sie donnern an die Tür, Fensterscheiben splintern, russische Laute in wütendem Ton sind zu hören. Es hat keinen Sinn sich zu verbergen. Man zeigt sich, auf alles gefaßt, am zertrümmerten Fenster den wütend lauerten Russen, die im Begriff sind, einzusteigen und sich ihren Mut an den drei Bauern zu kühlen. Dem Dazwischentreten eines russischen Offiziers verdanken die drei Geängstigten ihr Leben. Die Männer werden eingehend verhört. Dann werden alle Räume des Hauses nach deutschen Soldaten und Schnaps durchsucht. Schließlich wird das ganze Dorf Haus für Haus durchkämmt. Dann nisten sich die Russen ein und tun sich gütlich an den reichen Vorräten an Lebensmitteln, vollen Weckgläsern und alkoholischen Getränken.

Für die Bluttaten, die sich inzwischen am Ende des Dorfes Bachwitz auf Erdmannsdorf zu ereigneten, gibt es keine Augenzeugen. Jedoch lassen die aufgefundenen Leichen von 6 Einwohnern des Ortes das Schlimmste erahnen.

Die überlebenden Bewohner des Ortes erhielten „Dokumente“, mußten sich der Betreuung des Viehs widmen und den Russen Arbeitsdienste leisten. Der russische Major gab sich freundlich; es schien ihm in dem wohnlich eingerichteten und modernen Bauernhaus zu gefallen, zumal die Magenfrage bei den im Dorf noch vorhandenen Rindvieh- und Schweinebeständen überreichlich gelöst werden konnte. In den Nachbardörfern gab es genug Kartoffelbrennereien,

die an die Monopolverwaltung noch nicht abgelieferte, also volle Bestände an Spiritus hatten, die den Rotarmisten eine willkommene Beute waren. Dem Alkohol ist ein Teil der Mord- und Gewalttaten jener Tage zuzuschreiben.

Die ersten Russen, die in Bachwitz eingedrungen waren, zogen weiter und wurden bei der Belagerung von Breslau eingesetzt. Der Major jedoch kam nochmals wieder. In offenen Gesprächen riet er den zurückgebliebenen Deutschen, lieber gleich das heimatliche Dorf zu verlassen, ehe es polnisch werde.

3. Erbenfelde

In Erbenfeld erwarteten zurückgebliebene Bewohner mit dem Bürgermeister die Russen in einem Bunker in der Meinung, es würde zu Gefechten kommen. Von den Rotarmisten aufgestöbert, wurde der Bürgermeister F. zum Erschießen geführt. Seinem menschlichen Verhalten in der NS-Zeit gegenüber den Fremdarbeitern und ihrem Eintreten für ihn in letzter Minute, verdankt er sein Leben.

4. Wallendorf

Wallendorf hat mehrere blutige Gewalttätigkeiten erdulden müssen. Zu den Morden zählt der Tod einer Ordensschwester, die mit einer Kopfwunde aufgefunden wurde. Sie hatte sich auf dem Boden versteckt, um sich Vergewaltigungen zu entziehen. Sie wurde auf den Hof gestürzt und fand den Tod.

5. Erdmansdorf

Der Bürgermeister berichtet: „Wie wohl bekannt ist, sind in unserem Dorf ungefähr 90 Personen zurückgeblieben. Als ich das Samstag vormittags dem Kreisleiter der NSDAP in Namslau meldete, bekam ich den Auftrag befehlen Sie zurück und sorgen Sie dafür, daß das Dorf restlos geräumt wird! Ich versuchte noch einmal, die Leute zu bewegen, das Dorf zu verlassen. Es waren hauptsächlich Bauersfrauen mit Kindern, deren Männer in den letzten Tagen zum Volkssturm

eingezogen worden waren. Sie standen da mit Pferden und Wagen, aber ohne Kutscher. Die polnischen Kutscher haben sich geweigert zu fahren. Die 20 Franzosen, die wir im Dorf hatten, waren bereits am Samstag früh abtransportiert worden. Schließlich waren aber doch einige von den Zurückgebliebenen bereit, am Sonntag früh um 8.00 Uhr zu fahren. Leider kamen uns die Russen zuvor. Mir steckt heute noch der Schreck in den Gliedern, als am Sonntag, dem 21. Januar 1945, früh um 7.15 Uhr meine Frau vom Hof gerannt kam und ruft: Die Russen kommen! Die ersten Truppen, es waren Frontsoldaten, haben uns die Pferde weggenommen und vor ihre Wagen gespannt. Sonst haben sie uns nichts getan. Es waren Offiziere darunter, die auch Deutsch sprachen. Leider haben die Polen den Ortsbauernführer K. verpetzt. Er wurde im Laufe des Vormittags von den Russen erschossen. Ich selbst wurde von einem russischen Offizier aufgefordert, mich die ersten Tage zu verstecken und besoffenen Russen aus dem Wege zu gehen. Ich blieb mit meiner Familie vier Tage hinter der Scheune in einem Bunker, den uns die Franzosen gebaut haben.

Die nächsten Tage waren sehr schlimm. Die Russen sind über die Frauen hergezogen und haben 17 Personen - Männer, die ihre Frauen in Schutz genommen haben - erschossen. Schuld daran war auch der viele Spiritus in den Brennereien. Hätte man dieses Zeug in die Luft gesprengt, so wäre vielleicht manches Unheil erspart geblieben. Aber auch nachher waren die Frauen für die Russen Freiwild. Das änderte sich erst, als die russische Kommandantur eingerichtet wurde; dann hatte man etwas Schutz und Ruhe.

Wochenlang haben sich die Russen aus den vorhandenen Viehbeständen selbst verpflegt. Wir zurückgebliebenen Deutschen mußten das noch vorhandene Vieh füttern. Nach ca. drei Wochen wurde unser Vieh abgetrieben, angeblich nach der Ukraine. Es wurde immer wieder neues Vieh heran getrieben und in die Ställe eingestellt. Im Lauf des Frühjahres

wurden wir auch zu Feldarbeiten herangezogen. Jede Familie wurde aufgefordert, für sich selbst Getreide und Kartoffeln anzubauen. Gespanne wurden von den Russen gestellt. Was mir weh getan hat, das waren die Häuser, die die Russen angebrannt haben. Wochenlang konnte man abends den Feuerschein von unserer Kreisstadt Namslau, von Grambschütz, Noldau, Ober-Weiden und Konstadt sehen. Als Viehtreiber eingesetzt, sah ich auf meinem Weg bis nach Troppau überall zerstörte Dörfer und Brandruinen. Im Gespräch mit einem russischen Offizier erfuhr ich, was es mit dem Anzünden der Bauerngehöfte auf sich hatte. Beim russischen Vormarsch war es Taktik der Fronttruppe, das erste und letzte Haus anzustecken. Es war das äußere Zeichen für nachfolgende Truppeneinheiten, daß der Ort feindfrei sei. Trunkenheit, Siegestaumel und Haß taten die weitere Brandarbeit.“

6. Die Opfer

Arthur Kalkbrenner hat seiner Zusammenfassung von mündlichen Berichten eine Liste von Namen derjenigen Opfer sowjetischer Verbrechen angefügt, die ihm von Gewährsleuten mitgeteilt worden sind. Sie ist sicher nicht vollständig. Aber sie soll in Gedenken an alle unsere Landsleute, die den schrecklichen Bluttaten damals zum Opfer gefallen sind, an dieser Stelle wiedergegeben werden: Erbenfeld: Ciechos, Gertrud; Ciechos, Max; Fabian, Martha, Gregorz, Alois (10J.); Gregorz, Katarina (14 J.); Gregorz Helene (Mutter); Kolodziej, Anna, Kolodziej, Josef; Kroworsch, Franz; Misera, Helene; Misera, Johann; Pankalla, Maria, Pankalla (Kind); Pankalla, Rosalie; Riedel, Agnes; Riedel, Gertrud; Skala, Johannes.

Wallendorf: Ordensschwester Gottliebs.

Noldau: Aßmann, Alois; Aßmann (Ehefrau); Niewa, Johann (Eisenbahner); Schäpe Gutsinspektor); Stojan (Eheleute). Klein-Deutschen: Frenzel, Fräulein; Liebner, Gottlieb; Liebner, Frau; Dateij, Gottlieb; Dateij, Frau, Schur, Hermann, Ehefrau und 2 Kinder; Tomek, Gottlieb, Ehefrau und 2 Kinder. Arthur Kalkbrenner bemerkt hierzu:

Erschütternd an dieser Aufzählung ist, daß die Ehemänner, ja selbst Kinder hingemordet wurden, weil sie sich schützend vor die Ehefrau oder Mutter stellten. In einem Fall wurde ein fünfjähriges Kind geschont, weil es den Mordgesellen umklammerte und schrie: „Onkel, nicht totschießen!“ Mit der Mutter und seinen zwei Geschwistern hatte man kein Erbarmen.

Der Fluchtweg

1. Landeshut im Riesengebirge, ein Zwischenaufenthalt

Dem Kreis Namslau war der Kreis Landeshut im Riesengebirge als vorläufiger Aufnahmekreis zugewiesen worden; ein landschaftlich sehr reizvoller Teil Schlesiens mit seinen Bergen, Tälern und Paßstraßen und bekannt durch seine berühmte Leinenindustrie. Der rege Fremdenverkehr bildete eine wesentliche Einnahmequelle für die Bevölkerung. In der warmen Jahreszeit war die Landschaft schön anzusehen, im Winterkleid aber bot sie - sonnenbeschienen - ein zauberhaftes Bild.

Die Namslauer kamen jedoch, nicht als Touristen, sondern sie suchten Aufnahme als vom Kriegsschicksal besonders betroffene Flüchtlinge eines schlesischen Grenzkreises. Durch die Räumung der angestammten Heimat seelisch zermürbt, voller Sorge um auseinander gerissene Familien, abgehetzt durch die Strapazen in überfüllten Zügen, auf eiskalten Bahnsteigen oder im Treck auf der Landstraße, erreichten sie den Aufnahmekreis bei hohem Schnee und bitterer Kälte.

Die Stadt Landeshut nahm sich der Flüchtlinge aufnahmebereit an, die Organisation klappte reibungslos. Mit der Ankunft unserer Leute schauten die Landeshuter erstmals

in das erbarmungslose Gesicht der Kriegsfurie. Fragen über Fragen wurden an uns herangetragen, die zeigten, dass man auch hier anfing, sich über den Ausgang des Krieges und über das eigene Schicksal Gedanken zu machen. Da kehrte die freie und ungeschminkte Rede wieder bei uns ein, auch wenn Aufpasser immer wieder auftauchten. In einem Fall mußte ich einer Lehrerswitwe bei der Gestapo helfend beibringen, die sich mit einer Bettgenossin im Flüchtlingslager über deren Arbeit in der Munitionsfabrik unterhalten hatte und von einer Aufsichts dame als spionageverdächtig angezeigt wurde. Die Verdächtige war eine Volksdeutsche aus Rumänien; ihr Mann - Lehrer und ebenfalls Volksdeutscher - war kurz vorher den russischen Panzern zum Opfer gefallen.

Täglich, ja stündlich vermehrte sich die Zahl der in der Stadt Landeshut eintreffenden Flüchtlinge, und damit begann auch die Unterbringung in Privatquartieren schwieriger zu werden. Dem Massenansturm suchte man durch Beschlagnahme von Gasthaussälen und ihre Herrichtung zu Flüchtlingslagern zu begegnen; natürlich wurden auch bestehende Barackenlager belegt. Es gab Nächte, wo größere ankommende Flüchtlingsgruppen nicht mehr unterzubringen waren. Das war doppelt schlimm bei der beißenden Nachtkälte. Ich selbst gehörte zu einem solchen Nachzüglertrupp. Die aus dem Schlaf geweckten, frierenden Kinder schrien; der Bahnhof eiskalt, die Fensterscheiben weiß gefroren; durch die geöffneten Außentüren zieht es, und man hört das Knirschen von Stiefeln im Schnee. Dazu eine abgedunkelte, düstere Beleuchtung in den Fluren. SA-Leute kommen, nehmen den Müttern und Schwachen das Gepäck ab und führen uns durch einsame, stark verschneite Straßen in eine Notunterkunft, eine gut geheizte Volksschule, die allerdings erst hergerichtet werden muß.

. Alles packt an! Tische und Bänke raus, Haferstroh rein, und bald schlafen die ersten Kinder und Frauen. Mit warmerherziger Fürsorglichkeit nimmt sich das Hausmeisterehepaar unser aller an und liest uns unsere kleinen Anliegen

förmlich an den Augen ab. Als ich mir mit Landsmann A. - wir hatten mit dem Hausmeister bei einem „Klaren“ noch lange gelabert - auch ein Ruheplätzchen suchen wollte, war auch das letzte Mauselloch belegt, so daß ich mir nur den Schlüssel vom Konferenzzimmer erbat und dort mit A., auf einem Stuhl sitzend, den Kopf auf der Tischplatte aufgelegt, den Rest der Nacht verbrachte.

Ich hatte jedoch nicht mit der Unkollegialität meines Kollegen, des Rektors, gerechnet, der mir am Morgen eigenmächtiges Eindringen in einen Amtsraum vorhielt, zumal die Zensuren dort offen lägen. „Denken Sie an mich, wenn Sie Landeshut verlassen müssen!“ gab ich ihm zu bedenken.

Der kommende Tag brachte mir die Zuweisung eines Quartiers beim Schlachthoftierarzt, d. h. in seiner großen Wohnung; er selbst war Soldat, nur die Gattin mit den kleinen Kindern war anwesend. Trotz liebenswürdiger Aufnahme war es keine Bleibe für mich. Der Schlachthof lag derart abgelegen und einsam, daß ich bei der Kriegslage - ich hatte Erfahrungen in Namslau gesammelt - lieber in die Stadt wollte, wo man das Geschehen an der Front besser erörtern konnte.

Wesentlich hat meinen Wohnungswechsel beeinflußt, daß mein Zimmer ungeheizt war, so daß sich im Waschbecken eine Eiskruste bildete und ich selbst beim Schlafen den Pelz überdecken mußte. Nach meinem Übersiedeln in ein kaltes Dachstübchen in der Innenstadt fand ich endlich durch Zufall eine schöne Unterkunft bei einem alten Goldschmiedemeisterehepaar, das mich in Erwartung meiner Frau und meiner Kinder mit fürsorglicher Herzlichkeit aufnahm. Wie kam ich zu diesem Glück?

Auf der Straße wurde ich von einem Kölner Evakuierten-ehepaar aus der Pitschener Gegend angesprochen. Der Ehemann war schwerkriegsbeschädigt; sie, nach den Schrecken furchtbarer und vielfältiger Vergewaltigungen durch die bolschewistische Soldateska, schrecklich gezeichnet; bar jeder Wäsche standen sie frierend und suchend auf der Stra-

ße. Ihre Erlebnisse hier zu schildern gibt es kaum Worte. Kurz entschlossen führte ich sie ins nächstgelegene Textilkaufhaus. Sie zögerten zunächst, da sie kaum Geld noch Bezugscheine besaßen. Der Geschäftsinhaber hatte nach meinen Schilderungen volles Verständnis für die trostlose Lage dieser Flüchtlingsfrau. Er ließ sie durch seine Frau einkleiden, um sie neugierigen Blicken tuschelnder, junger Verkäuferinnen zu entziehen, und verabschiedete uns, ohne einen Pfennig Bezahlung zu nehmen mit den Worten: Wann sind wir dran?“

Ich brachte die beiden Kölner noch zum Gesundheitsamt, wo nach eingehender Untersuchung auch ein Erlebnisbericht zur Weitergabe an Parteistellen ausgefertigt wurde. Bei meinem Gang mit ihnen zur NSV erfuhr ich, daß sie am übernächsten Tag in ihre Heimat, in das zerstörte Köln, die beschwerliche Reise antreten wollten, ich also ihr Quartier übernehmen könnte. „Nicht einen Tag länger als unbedingt nötig zum Ausruhen bleibe ich hier, denn ich möchte dem Russen nicht noch einmal in die Hände fallen!“ versicherte sie immer wieder. Nachzutragen wäre, daß ihr schwer verwundeter Gatte und ihre 7jährige Tochter einen geschlagenen und verstörten Eindruck machten; waren sie doch, in Schach gehalten, Zeugen der satanischen Scheußlichkeiten der Rotarmisten.

Täglich gehe ich mehrmals durch die Aufnahmelager, um Frau und Kinder aufzufinden, die mit der Wehrmacht vor mir Namslau verlassen hatten; jedoch ist es immer vergeblich. Viele wollten meine Familie noch in Brieg gesehen haben; manche glaubten, bestimmt berichten zu können, daß sie dort nicht mehr fortgekommen seien, da die NSV und die Partei kopflos geworden seien und sich nur um die Brieger gekümmert hätten. Da, ein Hoffnungsschimmer! Ein Bauer eines durchziehenden Dorftrecks erkennt mich und winkt mich vom Bürgersteig heran. Er kramt in den Taschen seines schweren Pelzes und übergibt mir einen zerknüllten Zettel meiner Frau mit der Nachricht, daß sie in Schweidnitz sei und nach Fahrmöglichkeiten sich umtue. Am nächsten Tage - nachts im Aufnahmelager angekom-

men - schließe ich meine Familie in die Arme; außer Erfrierungen hatten die Kinder keinen Schaden davongetragen.

Aber es gab noch genug, die über das Schicksal ihrer Angehörigen in banger Ungewißheit waren. Die Freude aller war groß, wenn plötzlich im Straßenbild Gesuchte auftauchten; sie gaben gedrückten Menschen neue Hoffnung. Von Tag zu Tag wuchsen wir immer mehr zu einer großen Familie, zu einer Schicksalsgemeinschaft zusammen, deren Glieder aufrichtigen Anteil nahmen an den Sorgen und Nöten des anderen. Landsleute fanden zueinander, die sich in der Heimatstadt kaum gesehen oder gekannt hatten. Das Straßenbild war gekennzeichnet durch einen Strom von Flüchtlingen. Gruppenbildungen unserer Leute auf Straßen und Plätzen, die die Erlebnisse der Flucht austauschten, das Neueste berichteten. Freuden- und Erstaunensrufe konnte man immer wieder hören, wenn sich Bekannte oder Verwandte unvermutet in die Hände liefen.

Doch aus mancher Begegnung sprach auch nachdenklicher Ernst, Kummer und Trostlosigkeit. Schluchzen, ein verhaltener Schritt und das Taschentuch in der Hand verrieten dem Vorübergehenden ein tiefes Leid oder eine sorgenvolle Nachricht.

In den Lebensmittelläden, insbesondere in Bäckereien und Milchgeschäften, stauten sich die Namslauer, denn wer in Privatquartieren untergebracht war, mußte sich selbst verpflegen. Im Rathaus war eine besondere Kartenausgabe für Flüchtlinge eingerichtet, die mit Damen der Kartenausgabe in Namslau besetzt war. War das eine Freude, in der Fremde von Namslauerinnen versorgt zu werden! Händeschütteln, frohe Gesichter, Fragen, Auskünfte über andere Behörden und Dienststellen und trotz allem eine flotte Abfertigung. Hier erfuhr man auch inoffiziell, wer schon in Landeshut eingetroffen war. Bei aller Korrektheit der Dienstauffassung war man in der Zuteilung der Lebensmittelkarten recht großzügig, so daß es nur zufriedene Gesichter gab. „Soviel hoab ich in Namslau ni' gekriegt wie hier“, meinte eine Großmutter auf der Rathhaustreppe. Es hatte

sich auch bald herumgesprochen, wo man die frischesten Semmeln und die beste „Kriegswurst“ bekam oder sonst gut einkaufte und zuvorkommend bedient wurde. Da, auf dem Wochenmarkt erscheint mit einem Fleisch- und Wurststand unser Fleischerobermeister Weiß und hat guten Zuspruch. „Man muß sich halt einrichten!“ höre ich ihn noch sprechen.

Auch die Sparkasse gab uns die Möglichkeit, zu Geld in beschränkter Höhe zu kommen. Ebenso waren die Gehaltszahlungen für Beamte und Behördenangestellte gewährleistet durch die Landeshuter Kreiskasse. Kreisleitung, NSV und Namslauer Kreisverwaltung machten Dienststellen auf und stellten die Verbindung zu den Landeshuter Behörden und der Partei her, so daß eine fruchtbare Zusammenarbeit zu unser aller Wohl gewährleistet war. Hier hat unser letzter Landrat Dr. Heinrich durch Umsicht und Tatkraft Vorbildliches geleistet.

Ebenso hat unser letzter Kreismedizinalrat Dr. Ernst - bekannt schon in Namslau durch sein Organisationstalent - unverzüglich eine ärztliche Beratungsstube eingerichtet, wo Erkrankte sich Hilfe und Anweisungen holen konnten. Medikamente und Verbandszeug waren aus Namslau, insbesondere aus der Adler-Apotheke, auf die Flucht mitgenommen worden. Diese ärztliche Beratungsstelle wurde von Müttern mit an Erkältung leidenden Kindern stark besucht. Als Psychiater hat Dr. Ernst auch manchem durch seine ruhige und bestimmte Art wieder Mut gemacht und ihn ins seelische Gleichgewicht gebracht. Gab es doch auch Fälle, wo der Wille zum Leben nur noch an einem seidenen Faden hing.

Wenn ich erwähnte, daß Lebensmittelkarteninhaber für ihre Verpflegung selbst aufkommen mußten, so richteten sich viele auf eigenes Kochen bei ihren Wirtsleuten ein, auch aus finanziellen Gründen. Andere aßen in der Volksküche, oder sie holten sich warmes Essen von dort; war doch für Jugendliche auch eine besondere kostenlose Essenausgabestelle vorhanden.

Viele unserer Namslauer aßen auch in Gasthäusern oder Hotels, und die Mittagstunde wurde gewöhnlich recht ausgedehnt, denn immer gab es etwas Neues zu erzählen oder für uns wichtige Dinge zu erörtern. Ein besonderer Anziehungspunkt war der Ratskeller im Rathaus. Er erinnerte an unser Braustübel. Und welch eine Überraschung! Die Bedienung aus dem Braustübel war hier tätig. Sie kannten sehr viele von uns und die besonderen Eigenarten, so daß man sehr schnell heimisch wurde.

Aber auch mit vielen Wirtsleuten bahnte sich ein fast familiärer Kontakt an, der viel dazu beitrug, das schreckliche Los in den Hintergrund zu drängen und die aufgeregten Nerven zu beruhigen. Da es abends immer recht kalt und in den Strassen einsam und finster war, wurden die nächstgelegenen Gasthäuser zum „Labern“ aufgesucht. Bald gesellten sich auch Landeshuter Bürger zu uns. Gesprächsstoff war meistens die Kriegslage und das „Was wird aus uns?“. Die seltsamsten Prophezeiungen wurden ausgesprochen, z. B. daß Schlesien wahrscheinlich zu Österreich kommen werde. Der Gedanke an eine Vertreibung aus der Heimat wurde jedoch nie geäußert. Selbstverständlich gab es auch Optimisten, jedoch meistens Pessimisten. Aber immer klang die bange Frage: „Gehst du zurück, wenn der Russe dort ist?“ An die Polen dachte damals noch kaum jemand.

In Gottesberg, nicht allzu weit von Landeshut, war der vielen Namslauern gut bekannte Albert Martinek als Braumeister tätig. Als er erfuhr, daß wir Namslauer in Landeshut waren, stellte er uns ein Fass Friedensbier in Aussicht. Das wurde mit Hallo begrüßt. Herr Karl Sydlik, damals Hilfspolizist, trommelte uns zusammen. Er selbst holte mit einem einspännigen Pferdeschlitten das Fass bei starker Kälte nach Landeshut. Es war ein schöner Bierabend bei Namslauer „Herp“. Allerdings lastete die drückende Ungewissheit zu sehr auf uns, als daß beim Freibier, wie bei solchen Gelegenheiten in Namslau, eine ausgelassene Stimmung aufgekommen wäre; es schmeckte eben „herb“.

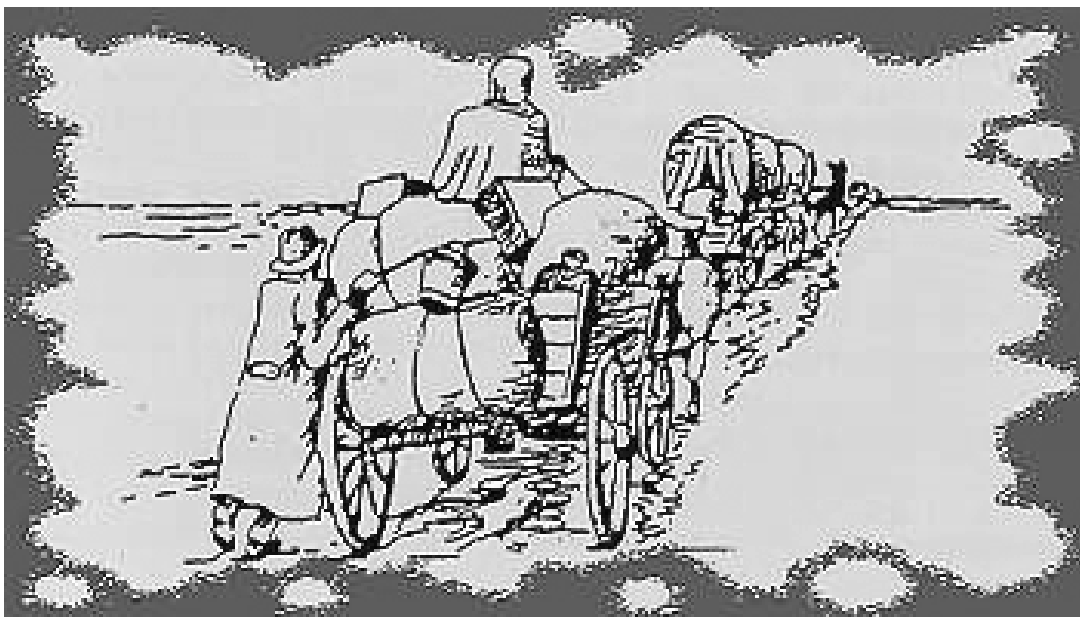
Bei der Durchgabe der Wehrmachts- und anderer Lageberichte wurde es mäuschenstill im Saal, denn unsere Lage war stark davon abhängig. Waren wir auch manchmal heiter in der Runde, die rauhe Wirklichkeit klopfte doch täglich bei uns an. Da kamen immer neue Bauertrecks durch. Man sah Menschen und Pferden an, dass sie Unmenschliches geleistet hatten. Die Männer bärtig, in schwere Pelze gehüllt, den Pudel oder die Mütze tief sitzend, mit Wollschals um den Hals, mit unförmigen Fausthandschuhen, so stapften sie durch den Schnee, ihre Gespanne lenkend. Vermummt die Frauen und Mädchen, oft in Stiefeln oder schweren Schuhen, einen Knüppel in der Hand oder Kinder führend, so trotteten sie müde und abgekämpft hinter oder neben den Gespannen her. Aus der Überdachung der Wagen schauten alte Frauen und geängstigte Kinderaugen hervor. An manchen Tagen folgte so Treck auf Treck. Die Pferde, rauhaarig geworden und bereift, konnten kaum noch die ansteigenden Strassen bewältigen. Ich glaubte, aus ihren Augen die ganze Traurigkeit und das himmelschreiende Elend herauslesen zu können. Kein Schimpfen, kein Murren bei den Treckleuten! Sie hatten schon zu Schweres hinter sich. Sie bewegte nur der Wunsch, auszuruhen und ein einigermaßen menschenwürdiges Quartier und eine gedeckte Unterkunft für die Pferde zu finden. Aber der Weg in die Dörfer des Kreises war mitunter recht weit und über ansteigende Höhen zu erreichen, so dass die Unterkunft erst spät nachts erreicht werden konnte. Es gab Trecks, die es einfach nicht mehr schafften und in Landeshut zunächst liegen blieben. Da hier keine Unterbringungsmöglichkeiten beschafft werden konnten, war der letzte Ausweg die Belegung der Gnadenkirche. Landeshut war voll belegt, ebenso Schömberg, Grussau und die Dörfer.

Wir lebten uns mehr oder weniger ein, und das Leben normalisierte sich den Umständen entsprechend. Man traf sich, man sah sich nebenbei die Stadt und die Umgebung an, man sah unsere Bauern in der Stadt, man war zufrieden

und wiegte sich in einer gewissen Sicherheit. Landeshut hatte auch verlagerte Kriegsindustrie. Dort arbeiteten junge Tschechen bei normalem Lohn und Zulageverpflegung. Sie aßen abends in größeren Trupps in den Lokalen.

Trotz unserer Anwesenheit legten sie ein provozierendes Verhalten an den Tag. Sie tranken, sangen ungeniert tschechische Nationallieder, umarmten sich und nahmen nicht die geringste Rücksicht auf uns. Was sollten wir tun? Eine Lehre zogen wir: Es steht schlecht um unsere Sache und unser Vaterland. Ihr Verhalten war der Ausdruck unverhohlener Siegesfreude. Unsere Tage in Landeshut schienen gezählt zu sein.

Es war um den 12. Februar, eines Sonntags gegen 19.00 Uhr. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die amtliche Kunde: Alle Flüchtlinge haben morgen, Montag, die Stadt zu verlassen. Nur Schwerkranke dürfen bleiben! Wie ein Ameisenhaufen waren wir aufgescheucht! Neue Ungewissheit, neuer Kummer! Was wird aus uns werden?



Die Flucht aus Namslau in Niederschlesien und die Begebenheiten 1945

Die Geschichte handelt von einer Namslauer Familie - Mutter (42) und zwei Buben (10 1/2 und 8) - die bis dahin als Namslauer Bürger in der Bahnhofstraße gelebt haben.

Mutter Erna stammt aus einer großen Wassermühle mit Landwirtschaft in Kunzendorf an dem Fließchen Weide.

Kunzendorf gehörte schon zum Kreisgebiet Groß Wartenberg und liegt 16 km von der Kreisstadt Namslau entfernt. Früher fuhr dorthin das Postauto aus Namslau über Eisdorf, Paulsdorf und Eichgrund bis Dalbersdorf. Dort konnte man sich mit der Kutsche abholen lassen oder man ging die 2 1/2 km zu Fuß.

Lothar Kolle

Der Urgroßvater des letzten Brauereibesitzers Albrecht Haselbach in Namslau hatte einen Großvater, der war Brauereipächter in dem Dörfchen Simmenau im Kreise Kreuzburg. Das gehörte schon zu Oberschlesien.

Dessen Sohn, der Haselbach - Großvater ist in Simmenau geboren und hat dort bis zu seinem siebenten Lebensjahr gelebt.

Die Haselbachs waren sogar mit dem großen deutschen Schriftsteller Gustav Freytag verwandt, der auch aus dieser Gegend stammte..

In Simmenau ging es sehr ländlich zu. Wenn dann, was es früher häufig gab, schnell einmal Stadtbesuch aus Kreuzburg oder sogar aus Groß Wartenberg oder Namslau kam, sagte man zu dem kleinen Jungen, der ständig einen Ziegenbock als Begleiter um sich hatte: „... Paul, geh raus, - (Du stinkst) -, es kommt Besuch !’.

Worauf der kleine etwas verwilderte Paul mit seinem Ziegenbock nach draußen verschwand. Er war sehr zufrieden.

Eine solche Kindheit hatte ich auch ein bißchen erlebt, glaube ich: In Namslau und Kunzendorf und sogar in Simmenau, wo der andere Bruder meiner Mutter, Robert Hartmann, seit 1932 eine eigene Mühle hatte.

Es war eine glückliche Kindheit, wenn ich zurückblicke.

Kleine Wermutstropfen mag es da auch gegeben haben. Sie waren, aus heutiger Sicht von geringer Bedeutung, auch wenn sie dazu beitrugen, uns, die Kinder von damals, zu prägen. Wir sangen:

„In Simmenau, da ist der Himmel blau, da tanzt der Ziegenbock mit seiner Frau“ .. oder:

„In Namslau brennt es, in Namslau brennt es, Feuer- Feuer, - Feuer- Feuer, und wir haben kein Wasser“ ..

Und jetzt auf einmal ist der ganze östliche Himmel rot Der große Treck steht für einen lang anmutenden Augenblick reglos auf einer freien Strecke im schlesischen Flachland. Es ist Winter. Die Nacht ist hereingebrochen.

Jedenfalls ist es schon dunkel. Es heißt, die Russen haben uns eingeholt - sie sind schon da ..

Landstraße, kahle Bäume, dicht gedrängte Pferdewagen mit großen Planen darüber gestülpt. Alles ist wie von Schreck gelähmt.

Der Osten bis Nordosten über dem Waldgebiet ist grell gezeichnet: Himbeerrote Färbung zwischen drohenden Winterwolken. Klirrende Kälte. Vereiste Wege, die unübersichtlich nirgendwo enden. Es ist die Gegend irgendwo zwischen Bernstadt und Ohlau.

Ich, ein Junge von zehn Jahren, rutsche bei der Schreckensnachricht bis ins Mark getroffen, vom großen Mehlwagen der Mühle. Dabei schlage ich mich sehr schmerzhaft an der Deichsel des angehängten Kastenfuhrwerks von Kusine-Bertl, der Kunzendorfer Post - und Gastwirtsfrau.

An diesem Wagen sind die beiden zweijährigen Fohlen hinten angebunden, die wegen des anhaltenden Schnee - und Eis - Frostes zu Hause in Kunzendorf nicht mehr gelernt hatten, den Wagen zu ziehen. Die jungen Tiere sind statistisch als Zugpferde von der Parteileitung und Kreisbauernschaft bestimmt.-Im Augenblick aber unnötige Fresser. Jeder auf dem Wagen ist zu viel. Auch wir Kinder...

Keiner weiß genau, wo wir uns befinden. Besonders wir Kinder kennen nicht die Gegend. Später sagt man, die Russen seien durch Namslau hindurch. Das unheimliche „Himbeer“ - Licht komme vom brennenden Bernstadt, das westlich von Namslau liegt ... Dann gibt es etwas Entwarnung. Der Donner der russischen Hauptfront kommt noch irgend wo hinter dem Walde her.

Wir verbringen den Rest der angebrochenen Nacht in der Küche eines leerstehenden Bauernhauses an der Dorfstraße. Die Bevölkerung hier ist längst auf und davon. Der Raum, in dem wir uns befinden, ist bald mehr Kommandozentrale als Schlafraum. Ein unruhiges Kommen und Gehen besorgter und sich organisatorisch informierender anderer Kunzendorfer. Es gibt warme Milch. Das Brot ist ge-

froren. Die Frauen und Mädchen haben dicke Kopftücher und rußige, von Kohlen geschwärzte Gesichter. Manche tragen Männerkleidung. Kein elektrisches Licht. Stall-Laternen im Hausflur und in der Küche. Draußen ist Dunkelheit. Man kann nicht sehen, wo die anderen Menschen und Gespanne vom Treck geblieben sind. Jedenfalls sind sie in die leerstehenden Nachbarhöfe verteilt, die an der Straße liegen. Man will einen Teil der Nacht abwarten, um neue Energie zu schöpfen; für Menschen und Pferde.

Am nächsten Tag. Irgendwo verläßt unser Fuhrwerk allein, aber mit allen angehängten Mitfahrern und Pferden, den Gesamttrick. Wir fahren nach Schönborn, südlich bei Breslau. Dort befindet sich der Hof von Lotte Hartmanns Eltern.

Während die anderen Kunzendorfer Wagen weiter ziehen, haben wir zwei Tage Ruhepause für Pferd und Mensch. Aber der Schein trügt: Im Untergrund rumort Unruhe, Hast und Ungewißheit. Die Leute hier haben zuerst noch gar nicht begriffen, was auf sie zukommt. Unsere Pferde stehen in der großen Scheune. Zum Hof gehören über einhundert Morgen Land und viele Tiere. Der junge Bauer, Herbert Maiwald, ist gerade vor sechs Wochen bei Minsk gefallen

...

Die Angehörigen der Lotte schlachten zwei Schweine. Eins davon bekommen wir auf den Mühlenwagen. Das andere wird auf deren Fluchtwagen geladen. Auch einige mit Quetschhafer gefüllte Säcke für unsere Pferde müssen bei uns auf den ohnehin vollgepackten Wagen ... Unterdessen halten wir uns bei Tante Ida, der ledigen alten Tante der Lotte auf. Sie wohnt etwas abseits auf demselben Hof im Auszug-Haus. Sie ist, vorsichtig gesagt, 'etwas sparsam'. Es braucht einige Zeit, ehe sie ein Paar von ihren „Krausen“ aus ihrem Vorratskeller heraus rückt: Wir sagen das geflügelte Wort, das 1944 und auch jetzt, zum Beginn des Jahres 1945 in den Regionen verbreitet ist: „Ehe alles die Russen fressen ..“ .

Ida Maiwald fährt dann, als es weiter geht, auf dem Mühlenwagen mit. Die Reise mit uns , so scheint es, ist dem siebzigjährigen Fräulein interessanter, als mit den eigenen Leuten aus Schönbom. Und schließlich ist die Lotte ihr einziges Patenkind, auch, wenn sie in wenigen Tagen, nämlich am 11. Februar, schon vierunddreißig Jahre alt wird. Später kommt der große Mühlenwagen wieder zum Gesamt - Treck zurück. Es ist kurz vor der großen Oderbrücke. Die Straßen sind dicht besetzt: Karawanen von Pferdewagen, Fußgängern mit und ohne Handwagen, dazwischen einzelne Militärautos, die weiterzukommen trachten. Nur ganz langsames Durchkommen ist möglich

Inzwischen spielt sich folgendes in der verlassenen Heimat ab:

Das Haus liegt ganz nahe am großen Waldgürtel, durch den bis in das Jahr 1939 die nach dem Ersten Weltkrieg (1914 -18) entstandene deutsch-polnische Grenze verläuft. Die Gegend ist ein Ausläufer von Kunzendorf. Man nennt sie schon viele Jahre 'Kolonie. Hinter dem in ostwärts gelegener Richtung schwarzen und undurchdringlich wirkenden riesigen Kiefern - und Fichtenwäldern liegen die Orte Mechau und Domsel. Da leben vorwiegend Volksdeutsche, aber nur wenige wirkliche Polen. Die Bevölkerung spricht ähnlich wasserpolsch und hoch deutsch, wie die Bewohner hier auf deutscher Seite.

Auch die Dörfer Trembatschau, Grunwitz und Schmograu befinden sich hinter dem etwa drei km breiten Grenzwald .Dabei gehören die Orte Grunwitz und Schmograu sowie Glausche, Eichengrund und Eisdorf schon immer zum deutschen Reichsgebiet. Sie befinden sich etwas südlich von Kunzendorf.

Der russisch - ukrainische Oberleutnant sitzt zu der Zeit in der Küche des Kleinbauern Skiba am großen Esstisch. Es ist das etwas abseits stehende Haus in der Kolonie Kolaewe. Der Raum ist nur halbwegs durch eine Petroleumlampe erleuchtet. Draußen ist es noch halbdunkel, obwohl

eine dicke Schneeschicht und ein Holzfeuer im Hof dafür sorgen, daß alles etwas angestrahlt aussieht, als es zu der Zeit die hinter dem Wald hervortretende Wintersonne vermag.

Soeben kommt ein zweiter Adjutant mit einer Stallaterne herein und stellt sie auf den Tisch. Der Offizier hat seine Karte auf dem Tisch ausgebreitet. Er fragt die deutsche Bäuerin nach der Kolonie Karlowitz, die in seiner Marschkarte eingezeichnet ist.

In der Nachbarschaft herrscht auf einigen Höfen inzwischen Chaos und Durcheinander: Einige Sowjetsoldaten haben beim „Eck-Kulla“ und auf einem anderen Grundstück mehrere Schweine ‘erlegt’. Außerdem suchen sie nach eingelegtem Sauerkraut (Kascha) und anderen Vorräten. Irgendwo in der Nähe haben sie einen schwer verwundeten deutschen Major mit dem Maschinengewehr zerfetzt. Der Mann lag, als die Russen in den Stall kamen, wo er halb in Stroh auf einer Sanitärertrage angeschnallt war, in hohem Fieberanfall. Du Faschist, du kaputt .. !

In der weiteren Nachbarschaft, vom an der Landstraße, brennt unterdessen die große Mühle. Der alte Onkel Paul Hartmann ist nur wenige Stunden zuvor auf und davon. Er lief mit Josef Balzebock, einem Volkssturmjungen, über das freie Feld, den so genannten Reesewitzer Acker, um eine Abkürzung in Richtung Oels und Ohlau möglichst in Luftlinie auszunutzen. Hoher, gefrorener Schnee liegt da. Einmal, wo die Wintergerste steht, sacken sie tief in einer weicheren Fläche ein. Dabei kommen sie trotz der Kälte faßt ins Schwitzen. Später auf der Strecke, fast bei Oels, treffen die beiden auf den Kunzendorfer Bäckermeister Janusz.

Herr Janusz ist mit seinem Kleinlastwagen, einem Dreirad vom Typ „Goliath“ in Richtung Oderbrücke bei Ohlau unterwegs. Er will genau wie die Beiden möglichst dort den Kunzendorfer Treck einholen und auf die andere Oderseite gelangen, bevor die Verbindungsbrücken vom deutschen

Militär gesprengt werden: Nur weg hier aus der Brand - und Gefahrenzone diesseits der Oder, wo du jeden Augenblick von einer Kugel getroffen werden kannst, noch ehe du es gewahr wirst ..! Der Russe ist unterdessen im ganzen Grenzkreisgebiet Groß Wartenberg und wohl auch über das Gebiet von Namslau hinaus. Überall brennt es. Der Himmel ist rot.

Bei uns findet sich inzwischen Herr Janusz, der Bäckermeister aus Kunzendorf, ein. Er ist mit seinem Dreirad-Goliath, für das er bis hier, nach Ohlau, Betriebsstoff organisiert hatte, nachgekommen. Offiziell gehört er zum Volkssturm. Doch ein Mensch mit einem eigenen Auto und einer gefütterten Lederjacke läßt sich nicht ganz kollektivieren oder einordnen ...

Dann an der Oderbrücke geht nichts mehr. Die Straßen sind hoffnungslos verstopft Unser Treck und auch die anderen Dörfler mit Pferd und Wagen werden von Feldgendarmarie und Schutzpolizei durchkämmt. Man sucht erneut nach Männern für den Volkssturm, die sich irgendwann und schlauerweise „abgesetzt“ haben.

Die bis hierher mitgefahrenen polnischen Gespannführer gehen zurück. Es sieht aus, als werden sie zurückgeschickt. Auch der zuverlässige Pole 'Paul der Bomber', der viele Jahre als treuer Knecht im Mühlenhof seine Arbeit verrichtet hat, muß leider mitgehen. Paul Hartmann, der sich erst hier eingefunden hat, weil er vorher mit einigen anderen älteren Männern in der Heimat zurückbleiben mußte - „... um das Vieh zu versorgen...“, wie es hieß, darf nach einigem Hin und Her der Wehrmachtskontrolle beim eigenen Mehlwagen, der mit seiner Gummibereifung schwer und pompös wie ein großer Lastwagen ist, und seinen vier Pferden bleiben. Die Frauen wären sonst total auf sich allein angewiesen. Er ist ein wenig gesprächiger, gedrungen wirkender Schlesier, der schon im ersten Weltkrieg war, und von damals seinen breiten Schnauzbart hat.

Der Treck befindet sich noch vor der Oderbrücke. Unsere

Pferdewagenschlange steht in Zweierreihe mitten in der Stadt Ohlau.

Eine Riesenmenge aus russischen und ukrainischen Kriegsgefangenen darf nicht die Brücke passieren. Diese Masse von 6000 Menschen, die unter Karabinerbewachung von zwei Dutzend deutscher Soldaten steht, kann das Vorkommen der Flüchtlingstrecks erheblich gefährden.

Dann irgendwo sehen wir für eine Weile Reesewitzer Fuhrwerke vorbeiziehen. Ein kurzes Staunen und Hallo.. Ich kann das nur an einem mir gut bekannten Mann, nämlich Herrn Giegass aus Reesewitz bestätigt sehen, der in einem angehangenen schwarzen Landauer fröstelnd sitzt und gequält dreinschaut. Die anderen Leute kenne oder erkenne ich nicht. Herr Giegass ist der alte Buchhalter der Hartmanns. Er ist zu der Zeit längst Pensionär und arbeitete freiwillig weiter. (Hier auf der Fahrt ins Ungewisse weiß noch niemand, daß sich später in der 'Tschechei' Walter Giegass die Pulsadern aufschneiden wird, um diesem Leben ein Ende zu setzen) ..

In den letzten Kriegsjahren kam der alte Herr täglich mit seinem Fahrrad auf dem Feldweg über den „Reesewitzer Acker“ in die Mühle gefahren. Ich sehe noch seine großen Fahrradklammern an der korrekten Anzughose. Bei Regen hatte er ein großes Regenkeep übergestülpt. Herr Giegass aus Reesewitz saß fast täglich als Hauptbuchhalter im Mühlenkontor. Er kannte ungefähr jeden Kunzendorfer und auch die Leute aus der näheren Umgebung.

An bestimmten Abschlußtagen wurde der zweite Schreibtisch von Frau Sprotte, einer einfachen Buchhalterin besetzt. Die Betonung der einzelnen Umstände muß hier so sein, weil Herr Giegass für die Familie eine besondere Vertrauensperson verkörperte. Besonders in den Jahren, in denen der Firmeninhaber Erwin Hartmann weit weg an der Ostfront in der Ukraine, oder zeitweilig bei der Flugabwehr in Schmograu sein mußte, hatte Giegass eine Art Prokura. Herr Walter Giegass gehörte an den Familientisch in der Wohnstube. Die anderen Beschäftigten saßen an dem gro-

ßen Tisch in der Küche „draußen“. Auch der ‘Oberknecht’ Großonkel Paul war die meiste Zeit in der Mühlenküche.

Doch als später die Lage im Osten spannungsvoller wurde, nahm er die Mittagsmahlzeiten und das Abendbrot mit im Wohnzimmer ein. Lotte hatte ihre Vertrauten lieber um sich, ein kleiner Schutzwall, den sie unbewußt für sich errichtete. Onkel Paul und Herr Giergass waren die einzigen deutschen Männer im gesamten Betrieb der Hartmanns, wenn man den zwölfeinhalbjährigen Herbert, Lottes Sohn, noch nicht voll mitrechnete. Außerdem befand sich in der Stube das einzige Radio. Das wurde noch bis vor kurzem mit Akku betrieben.

Herbert und der Onkel Paul hörten, wenn sie alleine waren, „BBC“ und den Russensender „Eriwan“. Dem offiziellen Wehrmachtsbericht lauschten alle im Wohnzimmer Sitzenden mit Spannung, unterbrochen durch Zischlaute, wenn sich jemand der Anwesenden erlaubte, dabei zu sprechen oder zu schneuzen

„Spitzen feindlicher Panzerverbände nähern sich dem oberschlesischen Industriegebiet ...!“ Das schlug ein wie eine Bombe.

Schon der Fall der Baranow - Linie hatte zumindest diejenigen, die die geographische Lage überschauen konnten, nachdenklich gestimmt . Der Baranow - Brückenkopf lag nur 220 Kilometer von Kunzendorf und Dalbersdorf entfernt.

In der Zwischenzeit bis zur Stunde an der Oderbrücke ist eine völlig neue Situation eingetreten. Wir sind schon den achten Tag mit Pferd und Wagen unterwegs. Noch in Schönborn hörte man es aus dem Radio: „...Sowjetische Panzerverbände haben die östliche Grenze Niederschlesiens erreicht und bedrohen von Oels aus Breslau...“. Das sind die Worte des Rundfunksprechers.

Das ist die Situation, in der sich Erna mit den Kindern

und alle anderen Menschen auf dem ganzen Treck befinden.

Die Worte, die der Kreisleiter in dem Augenblick spricht, kommen nicht mehr an. Wir sind auf der Straße und haben keinen Rundfunkapparat mehr. Parolen gehen um. Karl Hanke hat inzwischen gesagt: „ ... Die Oder ist das Seil, aus dem wir den Sowjets den Strick drehen werden ...“.

Erst später sollte es sich zeigen, wer mit der Oder und Neisse wem den Strick gedreht hat!

Jetzt aber ist überall ordnende Autorität im Spiel: Die 'Gelben Sperlinge' und auch einzelne vorhandene Wehrmachtsangehörige haben ihre Stahlhelme aufgesetzt, die Kinnriemen angeschnallt und festgezogen. Auf der Brust tragen sie breite Metall - Amuletts, die durch eine Kette gehalten werden. Ihre Füße stecken in hohen Schaftstiefeln, vielleicht den Rest des 'Herrenmenschen' verkörpernd.

Es sieht aus, als hätte hier die deutsche Militärherrschaft noch eine gewisse ordnende Gewalt. Leute, die sich von Heer und Volkssturm abzusetzen gedenken, laufen zumeist in Konflikte mit der Obrigkeit hinein, die mit preußischer Genauigkeit, und einem gewissen Sinn für Ordnung, das Sagen hat.

Der Lieferwagen des Herrn Janusz ist beschlagnahmt. Aber es ist jetzt scheißegal, ob das Fahrzeug hinter einem Pferdewagen hergezogen wird und dadurch weitere PS zusätzlich beansprucht, oder gleich hier stehen bleibt. Herr Janusz hat eh kein Benzin mehr, um auch nur einen weiteren Kilometer vorwärts zu kommen.. „Nur noch dem Russen entrinnen, pfeif auf das Auto und die restlichen Klammotten, die zurückbleiben müssen!“ Das ist jetzt der einzige Gedanke des Mannes in der gefütterten Lederjacke. Das sind die Sehnsüchte der anderen Fliehenden. Und trotzdem hat alles seine Ordnung.. -

In Schweidnitz will Erna nicht weiter hinter dem großen Pferdefuhrwerk herlaufen. Sie ist zermürbt und es schon ein bißchen leid, sich ständig an dem am Wagen befestig-

ten Strick festhalten zu müssen. Ihre Hände haben Frost abbekommen und sind rotblau angeschwollen. Erna mag nicht mehr weiter zu Fuß ins Ungewisse gehen. Sie verläßt den Treck. Lotte und die Anderen ziehen weiter..

Einen Tag und eine Nacht liegt Erna mit den Kindern in einem großen Saal auf Stroh.

Es ist einer der ehemaligen Tanzsäle, die schon die letzten Kriegsjahre nicht mehr für derartige Vergnügen genutzt wurden. Hier waren zuletzt politische Versammlungen, Fahnenappelle oder Besprechungen von örtlichen Luftschutzblockwarten ..

Dann wird sie auf einen etwas ausgedienten, klapprigen Militärlastwagen geladen. Drei Koffer, zwei Taschen, ein Rucksack und zwei Kinder werden ebenfalls verfrachtet.

Ordnungssoldaten, wie es scheint, gewichtig und von höherem Dienstrang, so genannte Kettenhunde, stoppen vorher dieses Fahrzeug mitten in Schweidnitz .. Sie zwingen den Fahrer, einen vierzigjährigen Mann, der listige Augen hat, ihr und den Jungen den Platz einzuräumen.

Es ist ein offenes Fahrzeug. Der Fahrtwind schlägt, eisig peitschend von der Seite kommend, in die Gesichter der nun mitfahrenden Drei. Die anderen haben die besseren Plätze und geben nur wenige Zoll davon her.

Auf dem Laster befindet sich hauptsächlich eine türmende junge Familie mit Baby. Man hat sich etwas unter und hinter dem Stroh versteckt, um nicht zu erfrieren. Außerdem will man nicht gesehen werden. Der Familienvater ist, wie es den Anschein hat, ein sich absetzender Funktionär aus der überrollten Frontlinie. Erna und alle anderen haben Kopftücher und dicke Wollschals, in die ihre Köpfe und Gesichter gehüllt sind. Darunter trägt Erna ihre geliebte Persianerkappe, die sie in dem Trubel nicht verlieren möchte.

Es geht nur stockend voran. Überall Wagenkolonnen. Erna mit ihren Kindern ist den anderen auf dem Auto lässig. Alle fühlen sich eingeengt. Daraus macht die junge Fa-

milie keinen Hehl. Die Jungen sind etwas eingeschüchtert. Sie versuchen mit letzter Kraft durchzuhalten..

In Striegau oder Jauer wird in einer dafür hergerichteten kleinen Volksschule übernachtet. Wohlige Wärme und eine warme Suppe, gereicht durch zwei Hilfskräfte der NSV.- Draußen ist tiefe Nacht. Auf der Hauptstraße rollender Verkehr und Rastlosigkeit. Hier in der abseits gelegenen Schule merkt man kaum etwas von dem Treiben. Auch die jetzt sehr nahe Hauptfront läßt wenig Donnerlaute herdringen. Irgendwo ganz weit weg im Radio spricht der Reichspropagandaminister..

Erna versorgt den listig und etwas abwesend wirkenden Fahrer des kleinen LKW mit Schnaps aus ihrer Thermoskanne. Sie gießt ihm das Gesöff in ein kleines Emaille - "Tippel" das sie aus ihrem Rucksack geholt hat: Medizin für den Fahrer und - für alle Notfälle! Erna hat die richtige Nase für solche Fälle, auch, wenn sie eigentlich Dentistin - und nicht Drogistin - ist. Sie will den unruhigen, gen Westen ausgerichteten Fahrzeughalter mit ihrer spendablen Geste gnädig stimmen, während ihre Kinder in dem matt erhellten Raum in einem Feldbett vor sich hin dusseln, aber nicht fest schlafen können.

Das Baby der Leute wird nebenan versorgt. Die junge Frau und ihr Kind sind nicht zu sehen. Das Kind schreit. Man kann es durch die Wand hören.

Dann schläft auch Erna vor Übermüdung. Die Spannung ist aus ihrem Körper gewichen. Die angenehme Wärme des Raumes tut das übrige.

Der Fahrer sitzt noch am Tisch. Tabakwolken. Dicke Luft. Keiner fragt, ob man hier, in dem mit Spreu und Strohsäcken gefüllten kleinen Raum rauchen sollte ..

Am Morgen, noch halb in der Nacht, ist der alte Militärlaster ohne Erna abgefahren. Die Koffer stehen glücklicherweise im Hausflur. Die kleinen Schnapsschlückchen und die in Würfel geschnittenen Schinkenscheiben, die Erna dem listigen Mann verabreicht hat, haben nichts bewirkt .. Erna ist ratlos und betroffen. Es ist schwer, von

diesem Punkt aus wieder weg zu kommen. Hier ist Durchgangsstation. Das Militär und die Gendarmerie ist längst weg. Hier hält kein Fahrzeug mehr an. Und wenn doch eines kurz stehen bleibt, ist es schon bis zum äußersten Rand beladen.

Stunden vergehen. Es wird Mittag. Fast nichts geschieht in der leergewordenen Schule. Artilleriedonner ist von draußen, unweit der kleinen Stadt, in kurzen Abständen zu hören.

Er kommt, das kann man deutlich ausmachen, immer näher. Dann sind schon Panzergeräusche, offenbar in den Nachbarstraßen wahrzunehmen.

Die Helferinnen haben ihre eigenen Bündel in der Hand.

Schließlich kommt ein Fahrzeug, an das ein Packgeschütz angehängt ist. Vermummte Männer in Feldgrau sind darauf.

Der Wagen ist vom Volkssturm der Ortsgruppe. Erna mit ihren Koffern, Kindern und Taschen wird hinaufgehievt. Ein Koffer bleibt zurück. Auch die Schnappsbuddel kullert in den Straßen graben. Einige der Männer hatten noch zuvor schnelle Schlucke daraus genommen. Die Russen, die sich zu der Zeit in Bernstadt und Oels, Ohlau und Schweidnitz, aber auch im Vormarsch um Striegau herum, befinden, sollen schon die ganze Nacht alkoholisiert, ja, manche von ihnen richtig besoffen, sein. Viele Häuser brennen dort auch lichterloh. Keiner kommt und löscht mehr. Es ist Krieg und Vernichtung angesagt. Selbst bei Bombenangriffen der Alliierten hatte jede Stadt noch die Möglichkeit, den Schaden durch Löscharbeiten einzugrenzen. Jetzt ist die Bevölkerung auf der Flucht andere hausen und wüten in der Heimat der Fliehenden. . Noch vor zwei Jahren hat der kleinere von Ernas Jungen im Saal des Hotel Stojan in Namslau mit den anderen Vorschulkindern und Erstklässlern gesungen:

„In Namslau brennt es, in Namslau brennt es,- Feu-er, Feu-er, Feu-er, Feu-er, - und wir haben kein Wasser..!“

Dabei haben sie mit ihren kleinen Händchen im Takt mitgeklatscht und sich gefreut. Nichts von dem, was sie da sangen und was sie unschuldig heraufbeschworen, haben sie in dem Augenblick des Kindernachmittags, der von jungen Leuten aus BDM und Kindergarten geleitet wurde, verstanden.

Man erzählt, daß der Oberbürgermeister von Breslau, Leichtenstern, sich einschließen läßt. Auch der zweite Bürgermeister Dr. Spielhagen wird, wenn er nicht eine triftige Ausrede findet, dableiben müssen. Viele tausend Breslauer sind, so sagt man, noch im letzten Moment zu Fuß getürmt. Andere bleiben einfach da, weil sie nicht mehr rechtzeitig aus den feindlichen Linien heraus können oder einfach zum bleiben verpflichtet wurden. Breslau ist in der Planung schon seit Herbst zur Festung erklärt. Man hat auf der nordöstlichen Seite das ohnehin zur Sumpflandschaft neigende Oderbruchgelände künstlich überflutet. Dort, wo die aus dem Wartenberger Land ankommende Weide in den großen schlesischen Strom mündet, ist ein ideales Gelände für solche Strategie. Auch ein Teil der sehr intakten und gepflegten Kanalisation wird unzugänglich gemacht. Es soll vermieden werden, daß der Russe plötzlich durch diese Wege in das Zentrum der Stadt gelangt.

Mit größter Wahrscheinlichkeit haben die Sowjets genaues Kartenmaterial und entsprechende Fachleute dabei.

Die Geschichte von den gänzlich ungebildeten Sowjets, wie sie von der Nazipropaganda am Leben gehalten wurde, scheint nicht ganz zu stimmen. Erna hat selbst einige Weißrussen und Ukrainer gesprochen, die als Kriegsgefangene unter Karabiner - Bewachung durch deutsche Soldaten, in ihre Zahnpraxis in Namslau kamen. Behandeln durfte sie diese Männer als deutsche Dentistin nicht. Das war vom Gesetzgeber untersagt. Dafür kam ihr Praxisleiter, Herr Schloßhardt und der Pole, Herr Zibulski infrage. Letzterer stammte aus Warschau. Er durfte umgekehrt als pol-

nischer Zivilgefangener nicht deutsche Menschen behandeln.

Erna ist mit den Ihren auf dem LKW. Eingeengt und fröstelnd, halb stehend, halb auf ihren Koffern sitzend, kommt sie davon. Die Angst steht in aller Augen. Es wird nicht gesprochen. Erst als das Fahrzeug ein ganzes Stück aus der bedrängten Stadt ist und eine Baumlandschaft zwischen den Fliehenden und den Russen' liegt, lösen sich schlagartig einige Zungen: Es wird wieder gesprochen oder zumindest halblaut gedacht. In dem Geräusch des Lasters gehen die meisten Worte unter.

Die Frau kann von Glück reden. Sie wird mit ihren Kindern in ziemlichem Eiltempo nach Bunzlau, westlich bis südwestlich von Striegau gelegen, gebracht. Ihr Ziel ist es, weiter nach Laubau zu gelangen. In Laubar wohnen ihre Verwandten. Verbindung kann sie dorthin nicht mehr aufnehmen. Intakte Telefonleitungen sind nicht vorhanden. Höchstens für Behördengespräche gibt es irgendwo eine Leitung. Auch das deutsche Militär hat im Glücksfall noch Funkverbindung. Die Parole „Feind hört mit“ ist fast schon von gestern: Der Feind ist seit einigen Tagen im Lande. Im wahrsten Sinne des Wortes schießt und plündert, vergewaltigt und brandschatzt er dort, wo sie gerade noch vorgestern gewesen ist ..! Erna ist jetzt besonders stark. Die Angst scheint sie zu beflügeln.

Waren die früheren schlesischen Kriege auch so schlimm? Erna hat keine überflüssigen Gedanken zu verschwenden. Es geht um das Hier und das Jetzt! Sie kann nur an das Überleben ihrer kleinen Familie denken. Seit Schweidnitz ist auch Elfriede Menzel, die langjährige Haushilfin aus Kraschen, nicht mehr bei ihr. Elfriede ist irgendwo vor Schweidnitz zum Kraschener Treck und ihrer eigenen Familie übergewechselt. In solchen Notzeiten weiß man nicht genau, ob man sich je wiedersieht, wiederfindet. Elfriede hat dort ihre Mutter. Ihr Vater und dann auch ihr einziger

Bruder sind gefallen. Die Mutter hat nur ihre treuen Nachbarn aus dem Hause um sich, und ist auf deren Fuhrwerk unterwegs.

Der menschliche Verlust der Elfriede, die viele Jahre dazugehörte, ist für die beiden Jungen nur schwer zu verkraften. Das Mädchen soll, was man hier noch nicht weiß, in den späteren fünfzig Jahren nie wiedergefunden werden ...

Erna ist mit den Kindern und den restlichen Koffern nach Bunzlau gelangt. Dort am Bober, wo bisher die 'Bunzeltöpfe' für ganz Schlesien und die übrige Welt hergestellt wurden. Ein Auffanglager für junge Mütter und Kinder in der großen Stadtschule. Aber es gibt jetzt in ganz Schlesien nur Mütter - und ihre Kinder - ! Alles andere ist Jungvolk, Soldat oder Volkssturm. Manche Oma und mancher Opa bleibt in den Tagen irgendwo daheim oder einfach „auf der Strecke“ .. ! Im wahrsten Sinne des Wortes ist überall dazwischen ein Sterben und Zurücklassen.. Weiter, weiter westwärts und nach dem Südwesten .. ! -

Militärisch ist in den Tagen folgendes geschehen:

Aus Dresden kommend näherte sich der westschlesischen Stadt Görlitz das Ersatzheer, das einige Tage zu spät in Marsch gesetzt war.

Es waren, wie man heute weiß, Teile der 269. Division unter Generalleutnant Hans Wagner. Die Heeresgruppe hatte diese Transporte, die mit der Reichsbahn erfolgten, ursprünglich für den Raum Krakau vorgesehen.

Da aber dort schon alles zu dem Zeitpunkt 'umkämpft' war, entschloß sich General Xylander auf Vorschlag seines 1. Generalstabsoffiziers, eine kleine Korrektur vorzunehmen. In berechtigter Sorge um den Verkehrsknotenpunkt Breslau, ließ er diese Division im Raum GroßWartenberg - Oels einsetzen. Sein Generalleutnant Wagner eilte am 21. Januar als Divisionskommandeur nach Groß Wartenberg, - was er bis in die Nacht zum 23. Januar verteidigte. Er hat die Gesamtführung für diesen Raum übernommen und si-

chert damit das Überleben vieler Landsleute aus der Region. Es spielt sich hier alles in wenigen Tagen ab.

Am 25. Januar gehen bereits Teile der Gruppe Wolff, die die Nachhut der 269. bilden, und wohl noch am intaktesten aus dem Wartenberger und Oels-Namslauer Kreisgebiet entkommen, bei Sybillenort und Hundsfeld vorbei. Die Gruppe Wolff ist der unterstellte Teil der 269. Division, der bei Grunwitz und einige Tage später bei Niederstradam und Ulbersdorf umzingelt war. Wolff läßt seine Kompanie in Fliegermarschtiefe dem Gros folgen und übernimmt ganz persönlich die Sicherung nach hinten. Dazu legt er sich hinter ein IMG in gut getarnter Stellung in den Straßen-graben. Währenddessen wartet ein Motorrad mit Beiwagen und Fahrer hinter der nächsten Kurve startbereit. Beim Auftauchen der ersten russischen Kraftwagen macht er allein einen Feuerüberfall, der die Sowjets immer wieder erneut zum Absitzen und Bereitstellen zwingt. Zeit ist dabei gewonnen, während der sich der Deutsche wieder zurückzieht. Wolff ist der letzte Landser, der in diesem Abschnitt dem Russen Paroli bietet. Er fährt immer wieder ein Stück zurück, um auf solche Gelegenheit zu warten. So gelangt die ganze Truppe (Reste der 269. und alle angeschlossenen sich absetzenden Rest - Einheiten) ohne Belästigung und Zeitdruck in den neuen Verteidigungsabschnitt ostwärts Hundsfeld. Damit sind die bei Wartenberg kämpfenden Überlebenden in den Festungsbereich von Breslau einbezogen. Wolff allein war es auch (nach Aussagen von Generalmajor von Ahlfen: „Die Kämpfe um Schlesien“), der zwischen Kunzendorf und Nieder - Stradam die MG - Salven abfeuerte, nicht genau wissend, daß die Sowjets da bereits aus allen Richtungen kommen und ihn und seine Leute umzingeln

Das hatte leider zur Folge, daß die Russen einige männliche Zivilisten, die in der Nähe wohnten, an die Wand stellten und auf der Stelle erschossen.

Unterdessen sitzt Erna mit ihren Kindern in Bunzlau in einem Klassenzimmer mit zweistöckigen Betten. Eben spricht man noch darüber, wie hoffnungslos das alles sei. Eine junge Frau, die durch die Strapazen der letzten Tage etwas hysterisch geworden zu sein scheint, kommt herein. Das heißt, sie bleibt in der offenen Tür stehen. An der Hand hat sie ihren noch sehr kleinen Jungen, und ein Baby auf dem Arm, eigentlich, wie man es in den letzten Jahren von Werbeplakaten kennt. Ihr Mann, das wissen alle im Raum, ist als junger Offizier irgendwo an der nahen Ostfront. Vor zwei Wochen wußte sie noch, daß er lebt.

Die Frau sagt: „Der Führer hat gesprochen. Es wird alles noch gut“. -

Erna fragt sich, was hier noch gut werden kann. Aber die junge Frau des deutschen Offiziers erzählt weiter, was der „Führer“ gesagt haben soll. Eine neue Vergeltungswaffe wird uns retten! Aber warum eigentlich uns, und nicht die Anderen ..? Schließlich hat schon etwa vor einem Jahr einer von Hitlers engsten Generälen, nämlich der Afrikafeldherr Erwin Rommel das Ende und den Zusammenbruch vorausgesagt, und sich später wahrscheinlich mit Gift das Leben genommen. Auf jeden Fall wurde er in den Tod getrieben.

Rommel war ein fähiger, aber zuletzt bei seinem Führer in Ungnade gefallener Stratege. Er hätte gern den Krieg an der Westfront schon 1943 durch Teilkapitulation beendet, um Kräfte frei zu setzen, die es leichter ermöglichten, gegen den Bolschewismus erfolgreich zu sein ...

Dann kommt Erna endlich mit den Kindern in Laubau an.

Mit einem fast noch nach Fahrplan eingesetzten Personenzug gelangt sie dahin. Die Verspätung der Eisenbahn ist immens. Aber wer fragt da schon nach Dingen der normalen Zivilisation? Was heißt da überhaupt noch Verspätung? Erna hat alles in Namslau und Kunzendorf zurückgelassen. Vielleicht unwiderruflich? Da ist auch schon mit

reichlicher Verspätung von den Organisatoren gehandelt worden! Sonst hätte sie wenigstens einiges mehr von ihren Habseligkeiten, - vielleicht ein zwei Federbetten und das Fotoalbum -, retten und mitnehmen können

Jetzt steht sie als arme Flüchtlingsfrau da, der nicht einmal ein Federbett gehört

Es ist mitten in der Nacht, als sie endlich bei den Verwandten ankommt. Nirgendwo auf der Straße, die aus kleinen Villengrundstücken und Vorgärtchen besteht, ist noch Licht. Erna findet das Haus nach einigem Hin und Her, Willi Kolle, ihr Schwager, öffnet nach längerem Klingeln die Haustür seines Einfamilienhauses. Die Gestalt seiner Schwester Gretel aus Breslau taucht fast gleichzeitig aus dem Hintergrund auf Sie ist schon einige Tage bei der Familie ihres jüngsten Bruders und steht in ihren Morgenmantel gehüllt etwas ungläubig und schlaftrunken in der Diele. Die Neuankömmlinge verbreiten den Geruch von Lager und Massenunterkunft. Ja, sie stinken förmlich in das gepflegte Haus hinein, das jetzt etwas auf die Probe gestellt werden soll ...

Erna und alle schon vorhandenen Personen erleben eine atemberaubende Zeitspanne von etwa zehn Tagen im Hause der Verwandten in Lauban. Es sind sehr einprägsame Tage. Lothar mit seinen zehneinhalb Jahren gehörte schon in Namslau einige Monate der Hitlerjugend als Pimpf an. Das ist nach späterer Sichtweise ein 'Viertelnazi', der gerade den deutschen Gruß kann.

Tante Gretel aus Breslau hat ihre Geschichte von der großen Truhe, die in Namslau stehen blieb, fast täglich neu erzählt und wird nicht müde darüber. Es ist eine Art Verzweiflungsschrei, der aus ihr heraus muß! Erna, die aus Gretels Sicht schuld ist, daß die wertvollen Pelze und Diamanten alle dort blieben, ist durch die Flucht abgestumpft genug und nimmt sich die Vorwürfe nicht zu sehr zu Herzen. Dabei muß es schon ärgerlich für sie sein, immer wieder als schuldig für ein Versagen, das eigentlich kein wirkliches Versagen ist, hingestellt zu werden.

Augenblicklich sind die Menschen, die draußen im Ungewissen sind, viel wichtiger.

Gretels Mann, Onkel Bobby ist, fünfzigjährig, beim Volkssturm in Breslau zurück geblieben. Sie als seine Frau weiß hier, wo sie sich höchstens einhundert Kilometer von ihm entfernt aufhält, gar nichts von seinem augenblicklichen Befinden.

Ob er zur Stunde noch lebt..?

Ihre Freundinnen Margarete Siwon mit einer Tochter, aus Breslau, und Muche-Magda aus Heynau, sind ebenfalls hier bei Gretels Bruder Willi und dessen Frau Lena angelandet. Sie sind mit Sack und Pack gleich nach Gretel eingetroffen. Auch die zwei Töchter von Willi, nämlich Käthe und Erika, sind als junge, noch nicht verheiratete Frauen von vierundzwanzig und etwa neunundzwanzig Jahren wieder daheim.

Ein Hund ist da. Es ist ein Terrier. Er leidet an Mundfäule, einer üblen Hundekrankheit..

Der Hund gehört Erika. Erika ist die jüngere der Töchter und hat bis eben ihr erstes oder zweites Engagement in Hannover als Schauspielerin durchgestanden. Die bedrohlichen Luftangriffe in der Hannover-Braunschweig-Region, und die missliche Lage an der Ostfront in Schlesien, zwangen sie in den letzten Tagen, zu ihren Eltern nach Hause zu kommen.

Es wird in der kleinen Villa immer enger. Erna schläft mit ihren Kindern in einem Mansardenzimmer. Nachts gefriert das Wasser in der Waschschüssel zu Eis. Am Vormittag ist es in dem einzigen Wohnzimmer noch kalt, weil Tante Lenchen täglich putzt und sehr sehr lange die Fenster öffnet um zu lüften: Die vielen Leute in der kleinen Wohnung, wo das Wohnzimmer als einziger Aufenthaltsraum dienend, täglich und stündlich mit Kohlen geheizt wird, verbrauchen schon frische Luft und Energie.

Dann wird es nach einigen Tagen auch hier brenzlich. Inzwischen rüstet die kleine Stadt mit ihren 18000 Einwohnern zur Evakuierung. Die Brücken über den Queis sind mit

Sprengstoff präpariert. Volkssturm und einzelne Militärgruppen patrouillieren und stehen Wache. Der kranke Hund wird von einem deutschen Soldaten erschossen. Es ist ein dramatischer Liebesdienst, mit Trauer und Verzweiflung gekoppelt. Erika, der der Foxterrier gehört, ist kaum zu trösten: Aber das kranke Tier kann unmöglich mit auf die Flucht! Gretel versucht, zu trösten, doch ihre Worte werden von der in dem Augenblick fast hysterischen Erika eher mißverstanden, als daß sie eine besänftigende Stimmung verbreiten könnten.

Unterdessen ist Lauban und Umgebung zu fünfundneunzig Prozent evakuiert. Als die ersten feindlichen Panzerverbände im Kreisgebiet in Hörweite stehen, gibt es nur noch ein Entkommen in südlicher Richtung.

Erna setzt sich gemeinsam mit ihrer Schwägerin Gretel und den beiden Jungen ab: Gretel findet auf dem Bahnhof, der völlig überlaufen ist, einen Zug, der im letzten Moment für Angehörige der Eisenbahn und Angehörige des Eisenbahnausbesserungswerkes zusammen gestellt wurde.

.Der Anhänger des riesenlangen Flüchtlingszuges schleicht eintönig und gequält klappernd durch südwärts gelegenes fremdes Land. Es ist das Sudetenland ..:

Ratt - ratt - rattata, rattata - - ratt - tatt - rattata, rattata.

Tatt - ratt - tattata, tattata, rattata . Tatt - tatt - tatara, tatada ..

Die lange Wagenschlange des Flüchtlingszuges rollt durch das Sudetenland.

Die aneinander gekoppelten Eisenbahnwaggonen aus den Jahren neunzehnhundertsiebenunddreißig bilden eine schier unübersichtlich scheinende Kette, deren vordere Glieder bereits in einer Biegung verschwinden, wenn die letzten Achsen mit dem Schlußlicht eben erst beim Schrankenwärter über die Geleise rollen.

Die zwei allerletzten Anhänger sind in den Jahren 1914 oder 1915 gebaut. Sie sind Überbleibsel aus dem Ersten Weltkrieg, made in Germany/Waggonbau Görlitz.

Im ganz letzten Wagen sitzt unsere Familie: Ein kriegsge-

formtes Endprodukt einer Gesellschaft, die gerade im Begriff ist, in einigen Jahren als ausgestorben zu gelten, hier aber noch den Anspruch auf Intaktheit und totale Zugehörigkeit zum Deutschland der Vierundvierziger -funfundvierziger Jahre zu haben...

Tatt - ratt - tatt - tatt - tat - tat - taaat - zzyüüüh - k-k-k~uck - zzzzüüüh - - .

Der Zug steht. Kein einziger Lichtschein eines Bahnhofs oder gar eines Bahnsteigs kommt von draußen aus der Finsternis in das große Wageninnere gekrochen. Nacht. Dunkelheit. —

Es bleibt dunkel. Noch ist es ganz still. -

Der Alte in der Ecke hinten, ist aus seinem lethargischen Vorabendnickerchen geschreckt und sagt mit einer nörgelnden, etwas grunzenden Stimme:

„Armes Deutschland, wo(o) sind wir hier -?“ —

Der Zughänger macht: „Zzzzüüchch

„Wo(o) fahren die uns überhaupt hi(e)n -?“ —

Schweigen. -

Nach einer Weile geht ein Rucken durch die Wagenkette:

„Huck-k, huck — k, k, kückkück - ta—ta — ta .. Der Zug scheint wieder zu rollen . Erneutes Züüh ch -ch .. Huck-k-k kück erneutes Stehen. Ja, der Zug steht auf der freien Strecke.

Die schmutzigen Fensterscheiben sind vereist. Die Feuchtigkeit des kalt gewordenen Atems der Insassen des Wagens hat dafür gesorgt. Wenn es draußen einwenig heller wäre, könnte man das Eis sehen und ein Kuckloch in die Scheibe kratzen oder hauchen, wie es die Jungen schon wiederholt auf dieser ewiglangen Bahnfahrt geübt haben. Aber im Augenblick lohnt es sich nicht, denn es ist Neumond. Das ist die silbrige Sichel in Z(ett)-Form ..

Kein Bahnhof ist draußen. Kein Hilfswerk der Frauen des Roten Kreuzes oder der Volkswohlfahrt, zu deutsch: NSV, die manchmal in etwas größeren Bahnhöfen Malzkaffee oder Pfefferminztee aus der Volksküche reichen. Ja, und den Alten und den Müttern mit Babys und Kleinkindern helfen; wohltuend helfen und ein freundliches Wort sagen .. Etwa: Der Führer hat gesprochen. Wir werden doch noch siegen. Und alles soll gut werden .. Aber jetzt, hier draußen im freien Feld ist keiner da. Es geschieht ¹⁸schier gar nichts. Tragbare

Rundfunkgeräte gibt es noch nicht. Auch keine Handy, wie sie in späteren Jahren manche Bewohner dieser Erde bei sich tragen ..

Aus der Ecke ist erneut die krächzende, grunzend - nasale Stimme des Alten zu hören:

„Woo sind wir hier -? - Woo fahren die uns überhaupt hi(e)n, verbippich nochmoal..!“

wird fortgesetzt

Lebensbeschreibung

- Man ließ uns am Leben —

Die Mühle ist abgebrannt,
schon damals am Ende der deutschen Zeit.

Ich stand als Kind davor,
sah durch die Ruine, so weit.

Das Getreide glühte noch nach Wochen.

Niemand hatte den Müller gesehen, gesprochen.

Er war schon vorher in den Krieg gezogen mit den Andern.
Die Familie mußte bis ins Sudetenland mit Pferd und Wagen
wandern.

Sie ging den Russen aus den Wegen.

Es hat nur an dem Krieg gelegen:

Jetzt ist alles zerstört und verbrannt.
Das Land der Väter wird nicht mehr genannt
Die Arbeit, der Wohlstand von Jahrhunderten, ist verloren.
Wir sind in *diese* Zeit hinein geboren.

Auch damit habe ich mich abgefunden,
denn ich blieb am Leben ..
Doch andere wurden erschossen, geschunden.
Getötet hat man den Bruder, die Schwester.

Gerettet hat sich so mancher Mann.
Später fingen alle von vorne an:

Der Müller war in Sibirien gefangen.
Er überlebte und ist dann westwärts gegangen.

Die Worte lassen sich nur mühsam sagen:
Ich ahne, die Enkel werden nie danach fragen.

Manche wollen nicht darüber reden.
Der Krieg hat uns ausgespien,
.....man ließ uns am Leben..!